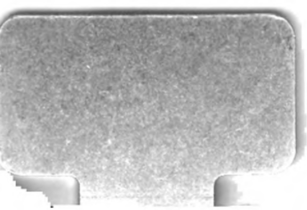




YC
Mirbt

Was heißt Philosophiren

und

was ist Philosophie?

Sieben einleitende Vorlesungen

von

E. S. Mirbt,

außerordentlichem Professor an der Universität Jena.



Jena,
bei Karl Hochhausen.
1839.

An meinen Vater J. G. S. Mirbt.

Du erhältst hier einige vor Jahren gehaltene Vorlesungen. Damals fielen sie unbeachtet in mein Pult; als ich sie wieder fand, schienen sie mir und einigen Freunden Samen zu enthalten, den Acker aufs neue zu bestellen. Da ging ich denn als Säemann aus und warf auf Hoffnung der Erndte. Einiges warf ich vielleicht auf guten Boden, anderes auf Felsen, einiges auch fressen die Vögel des Himmels, und was nicht taugt, das verdirbt. Wo aber ein Körnlein auf ein jugendlich Gemüth voll Lebenslust und Früh-

lingsfrische fällt, da gehe es unter Regen und Sonnenschein auf und erzeuge jene tüchtige Gesinnung, welche der Wahrheit treu ist, dem Schönen huldigt und nach dem Guten strebt, in ungetrennter Vereinigung. Nur in ihrer Vereinigung geben Wahrheit, Schönheit und Güte jenen Dreiklang, welcher die Harmonie des Alls der Dinge bildet.

Es sind diese Vorträge Andeutungen und Anregungen für Anfänger, größere Ansprüche machen sie nicht und sollen sie nicht machen. Sie sollen nicht Philosophie lehren, selbst nicht einmal in den ersten Grundzügen und Umrissen, sondern zu richtiger Auffassung ihres Wesens und Zweckes hinleiten. Daß der Verfasser aber selbst einer bestimmten Ansicht von Philosophie anhängt, welche man Schule nennt, das versteht sich von selbst. Welche es sei, das, glaube ich, liegt recht offen zu Tage. Er sucht in keiner Formelsprache die absolute Wahrheit, er

ist kein Anbeter der nackten Wirklichkeit, unter welchem Namen man dieselbe auch verstecke, und glaubt nicht, daß es im Begriffe der Philosophie liegt, das gemeine Bewußtsein zu verwirren. Endlich steht er lieber wie andere Erdenkinder auf den Füßen, als daß er sich auf den Kopf stellt, und in dieser dialektischen Bewegung mehr Wahrheit findet als in der gewöhnlichen Stellung.

Noch bleiben mir zwei Bemerkungen übrig, welche sich auf die Darstellung beziehen. Wer zu einem bestimmten Ziele hinstrebt, an das er bald zu gelangen wünscht, muß sich den geradesten und bequemsten Weg zeigen lassen und er kann dann gewiß sein, seine Absicht bald zu erreichen, wenn kein unvorhergesehener Zufall dazwischen kommt. So bedient man sich der Chausseen und des Schnellwagens mit vieler Bequemlichkeit, und ist man angelangt, so ist die Reise zur Zufriedenheit beendigt. Studenten machen Fuß-

reisen; sie haben wohl auch ein Ziel, aber es drängt sie nicht, dasselbe auf die Minute zu erreichen. Sie schweifen rechts und links ab, auch bedienen sie sich der Fußsteige und ladet sie ein Baum zur Ruhe, so lagern sie sich und singen ein Lied. Die Reise war angenehm und die Erinnerung lohnt jede Beschwerde. Ein ähnliches Verhältniß findet im Vortrage der Wissenschaft Statt. Haben die meisten den Faden gefunden, so läuft die Rolle ab, ohne daß derselbe nur einmal reißt; bei andern ist alles unordentlicher und weitschichtiger, bald leitet sich die Rede dorthin, bald hierhin und nicht selten scheint der Zusammenhang unterbrochen. Ein Faden läuft wohl auch hindurch, aber die Gedanken sind nach Art der Perlenschnüre an einander gereiht. Abwechselung erfreut, daher thun sich beiderseitige Vorträge keinen Abbruch. Diese Unterhaltungen gleichen den letzteren, mit Freiheit ergreife ich einen Gegenstand und halte ihn fest, ihn in Absicht auf den

Hauptvorwurf bald von dieser, bald von jener Seite zu beleuchten. Wer nun Ergründung des Gegenstandes sucht oder verlangt und Ordnung vermißt, der beschränke sein Urtheil doch wenigstens in so weit, daß er dort nicht Fehler aufstöbert, wo nur Lücken sind.

Aus Scherz und Ernst soll unser Leben gemischt sein, und es soll eine eigene Kunst darin bestehen, eine weise Stimmung zu treffen. Ins Leben selbst freilich bringt der Wechsel unserer Freuden und Leiden ein solches Maß und einen solchen Takt, daß man zwischen launig und launisch nicht immer scheiden kann und wir anstatt zu stimmen nicht selten gestimmt werden. Doch je weniger wir oft im Leben das richtige Maß treffen, desto besser gelingt es uns in der Sprache, die wir ja wenden und drehen, wie wir wollen und deren Töne selbst unsere Gedanken dahin reißen. Eine solche Stimmung habe ich zu hal-

ten gesucht, wenn es der Gegenstand mit sich brachte. Der heitere Scherz, sagt man, ist ein überall gern gesehener Gast, auch sieht der Heitere das Glück, das er in sich trägt, zurückgespiegelt in der Freude, die er um sich verbreitet. Doch hält er der Betrachtung, zu welcher Ruhe und Sammlung des Gemüthes gehört, nicht stille; er schweift zu sehr umher und beruhigt auch den Zweifelnden nicht, da er den Knoten zerhaut statt zu lösen. Keck und frisch mag er daher walten, wo er sich von selber darbeut und die Sache schon entschieden ist, mit Witz also beseitigt werden kann. Beim ersten Entwurf war dem Ernste mehr beigemischt als, um mit den Chemikern zu reden, die Sättigung erforderte. Mit sorgsamer Hand habe ich daher jede üppige Ranke, welche die Wohlgestalt des Ganzen entstellte, abgeschnitten; sollte aber hie und da ein unzierlicher Sprößling das Auge beleidigen, so achte man bei Ausdrücken und Wendungen ja mehr auf Absicht als Art der

Darstellung. Alle Gegenstände, die wir nach und nach an unseren Faden gereiht haben, und selbst die Schwierigkeit der Behandlung mahnen uns zu Ernst und ruhiger Ueberlegung; nur wenn wir etwas abschweifen, da mag uns ein Nebengedanke hinreißen, wo wir aber mit geraden Augen das Urbild der Philosophie betrachten, da wollen wir den wahren Eindruck auch unverfälscht aussprechen und der Gefühle mächtig zu werden suchen, die ihre Vergleichung mit der Wirklichkeit dem lachenden Witze entlockt. Es giebt eine Höhe des Lebens, auf welcher das religiöse Gefühl und der philosophische Tiefsinn erwacht, die dichterische Phantasie ihre Ideale empfängt und der glühende Thatendurst mit leidenschaftlichem Brausen entbrennt für die Freiheit der Völker und die Gerechtigkeit des Rechtes. Diese Höhe mit dem besonnenen Begriff und in verständlicher Sprache zu erobern, ist die Aufgabe der Philosophie, die wohl in alle Ewigkeit hin

die wahre bleiben wird. Ihr hast auch Du, edler Fries! gelebt und gestrebt. Erst die Nachwelt wird Dein Verdienst, das in dem verworrenen Treiben der deutschen Philosophie seit Kant so unscheinbar und doch so hell wie das Licht des Diamantes durchstrahlt, recht anerkennen!

I.

Meine Herrn! Ich trete hiemit zum erstenmal vor Ihnen in dem Vortrage einer Wissenschaft auf, der ich bisher mein Leben gewidmet und vielleicht geopfert habe, aber mit der Freudigkeit, mit welcher man dem Göttlichen sich hingiebt, ohne langes Besinnen, rein um sein selbst willen. Ich habe vorläufig Einleitung in die Philosophie angekündigt und suche mich nun dieses Versprechens zu entledigen, theils mir selbst treu zu bleiben, theils aber auch und vorzüglich, um dem wohlwollenden Zutrauen zu genügen, womit mehrere Heern mich beehrt haben, dem ich durch die folgenden Vorträge zu entsprechen suchen werde. Zu nichts freilich wird mehr gegenseitiges Vertrauen gefordert, als zur Unterweisung in der Philosophie; auch scheint es beinahe, als wenn nur Freunde in diesen Sachen einhellig denken könnten. Dort sehen wir etliche um Platon in seiner Akademie sitzen, hier andere mit Aristoteles wandeln; Epikuros ladet nur Freunde und Freundinnen in seine Gärten und in der Halle, die man die bunte nennt, erblicken wir einzig Jünger Zenons von Kittium. So auch in unse-

ren Tagen, wo die Philosophie in die Studirstuben und Hörsäle gewichen ist, finden wir ihre Anhänger in Schulen zerspalten, deren jede nur eigene Lehre billigt, über frühere sich erhebend, gleichzeitige mit Spott, Verachtung oder Gleichgültigkeit abweisend. Erfreuen muß es mich also und mit Hoffnungen eines sicheren Erfolges beleben, wenn Sie mich nur in so weit mit Zutrauen beehren, daß Sie mit vorurtheilsfreiem Geiste und einer der eigenen Prüfung günstigen Stimmung mir Gehör schenken.

Vor allem anderen habe ich Ihnen daher zuerst darüber Rechenschaft abzulegen, in welcher Art und Weise und in welchem Geiste ich künftighin zu lesen gedenke; vielleicht daß dieses offene Geständniß diejenigen unter Ihnen, die es wahrhaft mit der Philosophie meinen, mir noch näher verbindet. Es giebt nämlich drei Arten Philosophie zu behandeln und selbige vorzutragen, die ich die rednerische, die geschichtliche und die zu eigener Untersuchung antreibende nennen will. Die erste wirkt durch Darstellung und zierliche Rede auf Ueberredung, ohne den Geist zu überzeugen; sie setzt das Gemüth in Bewegung, ohne das Bewußtsein aufzuhellen und fodert Beifall, schon deswegen, weil sie die zeitgemäßen Meinungen in rednerischen Wendungen lebendig ausspreche. Sie wandelt über Blumen und blickt zu den Sternen voll schmachtender Sehnsucht, ohne beide zu kennen, und läßt den

Kopf eben so leer als sie das Herz welk macht; sie buhlt mit der Philosophie und ist ihr doch eigentlich herzlich gram. Sie ist diejenige, die wir alle gar wohl kennen und sehr gewohnt sind: sie herrscht in den Jugendschriften, den sentimentalen Romanen und den Anleitungen zu einer faßbaren Lebensweisheit; sie gebietet auf Theatern und Kanzeln, nicht selten auf Kathedern und drängt sich sogar in die Parlamente. Die andere stellt Meinungen, vorzüglich der großen Alten zusammen, ohne sie auszugleichen, schützt sich durch Autorität und Offenbarung und ruft wechselsweise bald Platon, bald Cicero, bald Paulus und Petrus herbei; sie hat nur Noth um Worte und Buchstaben, innere Gründe und der Geist der Schriften kümmern sie weniger. Sie ist die eigentliche Hemmkette der Aufklärung und einer volksthümlichen Bildung und die Schutzwehr aller Pedanten und vieler gelehrter Handwerker. Sollte jemals das Studium des Lateinischen, des Griechischen, des Hebräischen oder auch des Syrochaldäischen, des eigentlichen Urtextes des Evangeliums, abkommen, so fürchtet sie eine neue Barbarei. Denn wer sollte sie unterweisen und vorangehen ihnen, die so sehr der Belehrung und Führung bedürfen? Ihren Rückhalt aber, woher ihr immer aufs neue Verstärkungen kommen, hat sie an den positiven Wissenschaften, an dem römischen Privatrechte und der heiligen Theologie, eigentlich aber an verjährten und zur Gewohnheit

gewordenen Vorurtheilen. Die letzte endlich ist die der Philosophie einzig angemessene; sie fodert zu eigener Beobachtung und Abstraktion auf, hascht nicht nach Beifall, sondern erwirbt ihn und erkennt keine Autorität als die eigene Ueberzeugung, keine Offenbarung als des Geistes eigene Stimme; sie will nicht das Gegebene verarbeiten, sondern des Wahren erst mächtig werden; sie führt also zum Selbstdenken und zu begründeter und vollendeter Wissenschaft. In diesem Charakter ist sie freilich nicht beliebt, kein Ruhekissen der Trägheit, kein Gegenstand eiteler Koketterie; auch haben sie hohe und niedere Beamte, Policey- und Kirchendiener nicht selten im Verdachte des Hochverraths. Jedoch ist sie es, die eine stets neue Zeit bringt und uns von den Fesseln alter Gewohnheiten und Vorurtheile befreit. Daß ich unter diesen drei Weisen die letzte dem Erwerb philosophischer Einsichten einzig für angemessen erachte, darüber kann nur die ganze folgende Darstellung und das Studium selbst gehörige Auskunft ertheilen, indem sich zeigt, daß allein sie als der richtige Weg auch das wahre Ziel erreiche. Denn da sie die unlustigste, langweiligste, obgleich nicht die trivialste ist, denn sie erfodert mehr Anstrengung als einer Sommerlogik gewidmet wird, so möchte sie schwerlich jemand vorläufig aus Humor oder bel esprit oder als Besitzer von Collektaneen und Adversarien wählen. Indessen überhebt mich ihre Wahl auch wiederum vieler Sorge:

sie erledigt mich von der Anfoderung, alle Behauptungen als untrügliche Wahrheiten auszusprechen, indem ich die Entscheidung in ihre eigene Gewalt lege, ohne doch für mich selbst einen Gedanken, den ich als wahr erkannt habe, für falsch zu erklären. Wo ich eine Gedankenpause mache, kann ich mich entschuldigen, Ihnen Stoff zum Nachdenken anzubieten, denn gar oft ist das mehr werth, was verschwiegen und angedeutet, als klar ausgesprochen wird; wo ich ernsthaft bin, können Sie lachen und wiederum mit mir abwechseln. Kurz sie erledigt mich der Mühe, Ihnen fertige Weisheit zu überliefern, die Sie mit gleicher Fertigkeit nach Hause trügen, um sie ungelesen zu lassen. Jene Weise aber ist die wahre akademische Skepsis und sokratische Ironie, über die zwar viele Bücher, was sie sei, geschrieben sind, denn sie soll schwer zu ergreifen sein, in diesen aber wie in vielen andern gar nicht zu finden ist. Aber genug hievon. Sie selbst sind von der inneren Wahrheit dieser Worte überzeugt und erwarten von mir zunächst nur, was ich Ihnen versprochen, Einleitung in die Philosophie und Anregung zum Studium derselben. Den Begriff derselben habe ich zunächst zu bestimmen. Meine Absicht bei diesen Vorlesungen geht nämlich nicht auf eine **Encyklopädie, Methodologie und Geschichte der philosophischen Wissenschaften**, sondern blos auf eine Einleitung in dieselben als Vorbereitung und

Weckung eines selbstständigen Philosophirens. Die Erläuterung und Rechtfertigung dieses leitenden Grundgedankens aller künftigen Betrachtungen suche ich ausführlicher zu geben, schon um zwar gewohnte, aber nachtheilige Meinungen, welche auf Foderungen gehen, die ich zu erfüllen mich freiwillig beschränke, zu berichtigen.

Wenn nämlich Encyklopädie, Methodologie und Geschichte irgend einer Wissenschaft angekündigt wird, so wird nach jetziger Wortbestimmung unter diesen Benennungen verstanden: die Darstellung dieser Wissenschaft in kurzem Umriß nach ihren Grundzügen, wie sie sich aus ihrer durch Nachdenken oder Geschichte entsprungenen Idee entwickelt hat, und die Angabe der Regeln, nach denen man bei Erfindung und Auffassung oder Aufstellung ihres Gehaltes zu verfahren hat, sowie der Hülfsmittel aller Art, die dabei zu gebrauchen sind, verbunden mit einer Erzählung der wichtigsten Schicksale ihrer Entstehung, Fortbildung und des Einflusses, den sie auf Gestaltung der Menschheit geübt hat und noch übt. Denn Encyklopädie (ἐγκύκλιος παιδαία) heißt ursprünglich Inbegriff der gesammten Gelehrsamkeit, so wie Methodologie die Lehre von den Verfahrungsarten in den Wissenschaften sowohl sie zu erfinden und aufzustellen als sie zu erlernen. Anfangs bezog man die so gefaßte Benennung von Encyklopädie, wie gesagt, auf den gesammten Kreis der Wissenschaften, fand

aber im Fortschritte der Zeiten für gut, da sich dieselben bald zu verästeln und zu verzweigen begannen, auch jede einzelne aus obigen Gesichtspunkten zu bearbeiten.

Solche Darstellungen haben, wie in den Berufswissenschaften, d. h. denjenigen, welche der Anwendung aufs Leben am nächsten stehen, der Theologie, Jurisprudenz, Medicin, so in den allgemein sogenannten philosophischen oder freien Wissenschaften und in der eigentlichen Philosophie ihren Werth nach den Gesichtspunkten, aus denen man sie faßt. Sie sind nämlich entweder nur hodegetischer oder systematischer Art. Sind sie das erstere, so sollen sie den Anfänger in seiner Wissenschaft orientiren, ohne diese selbst schon mitzutheilen, dann vielleicht auch ihm Lust und Liebe zu ihrem Studium, sowohl ihrer selbst als der Anwendung wegen, die im Leben von ihr gemacht wird, erwecken und endlich ihm eine angemessene Anweisung geben, wie er ihrer am besten Meister werden könne, indem sie ihn aus der Verfasser eigener Erfahrung belehren, was er bei ihrem Studium brauchen werde und wie er es brauchen müsse, ohne die kostbare Zeit und die geringen Kräfte unnütz und zwecklos zu zersplittern. Der lose Zusammenhang aller Bemerkungen wird dann gewöhnlich noch durch Angabe einer reichen und vollständigen Literatur, die bei allem Ueberfluß in Hinsicht auf Plan und Zweck doch noch unvollständig, ja mangelhaft bleiben

kann, nothdürftig ausgefüllt. Wer möchte wohl leugnen, daß eine solche Vorbereitung und Wegweisung (Hodegetik), zumal für den ganz Unkundigen, seinen guten Grund und Nutzen habe, ja eine unumgängliche Bedingung eines glücklichen, planvollen Studirens sei; aber wer möchte auch wiederum nicht einräumen, daß alle solche Werke und Vorträge keinen ächten wissenschaftlichen Werth haben, und daß sie, wie sie meist voll tauber Blüthen hängen oder voll leeren Geschwätzes sind, nicht vermögen, den besonnenen wissenschaftlichen Geist zu beleben, wiewohl ihn Dilettanten eben durch dergleichen Anweisungen einfangen und andern überliefern wollen; zu geschweigen, daß jeder am Ende doch nur durch eigene Erfahrung klug oder wenigstens selbst bald inne wird, wo die Trauben hängen und Bartel den Most holt, ferner, daß ohne einige, vorläufige Kenntniß des Gegenstandes jede solche Anweisung unverständlich bleibt, ohne Einfluß und Erfolg. Nur frisch ans Studium und der eigenen Urtheilskraft vertraut; denn der Markt lehrt kramen! Wer es freilich nicht weiß, der lasse es sich zeigen, und dann möchte wohl eingestandener Maßen der beste Wegweiser ein Freund sein, der ja aus mancherlei Gründen am besten weiß, was mir Noth thut und wie ihr abzuhelfen sei. Denn wer hätte wohl nicht einmahl einen Neuling eingeleitet, da ja Gespräch und Unterhaltung meist unsern Geschäftskreis betreffen. Die Dar-

stellungen hingegen von mehr systematischer Art sind aus einem doppelten Zweck hervorgegangen und tragen dem gemäß einen zwiefachen Charakter. Entweder wollen sie eine sogenannte encyklopädische, d. h. kurze aber auch oberflächliche Uebersicht der Wissenschaft selbst liefern, doch, wie sie sich ausdrücken, mit summarischer Vollständigkeit, ohne gerade eine gründliche Einsicht in dieselbe zu befördern, vielmehr mit dem ausdrücklichen Vorbehalt einer künftigen, näheren Entwickelung und Befreundung mit jenem ersten kurzen Entwurfe. Denn jede solche Behandlung wird sich bescheiden, die Darstellung der Wissenschaft selbst sein zu wollen, auch sieht man nicht, daß sich irgend jemand, der eine gründliche Kenntniß derselben sucht oder suchen muß, mit einer solchen Grundlegung begnügte. Oder sie wollen mehr das innere Gefüge und den nothwendigen Zusammenhang der Theile einer oder aller Wissenschaften zu einem in sich vollendeten Ganzen angeben, das ganze Gerüst der Wissenschaften aufstellen und den Plan ihrer Ausbauung verzeichnen. Jene erste Behandlungsart heißt Real- oder Material- diese Formalencyklopädie. Eigentlich aber lassen sich beide gar nicht so von einander scheiden, wie es wohl dem Begriffe nach geschieht, auch werden sie immer verbunden und nur überwiegend nach dem einen oder anderen Momente, das jedoch der Abstraktion gemäß meist der formalen Seite sich zuneigt, ausgeführt.

Obgleich nun allen solchen Unternehmungen eine gemeinsame Idee zu Grunde liegt, so gestaltet sich doch die Ausführung nach der verschiedenen Fassung der Idee und den mancherlei besonderen Zwecken, die man erreichen will, sehr verschieden, was, eben dieser ihrer Vielfarbigkeit wegen, sehr leicht zu schiefen Urtheilen über ihren Werth verleiten kann. Alle diese Encyklopädien mögen aber ausfallen wie sie wollen, so ist doch so viel klar, daß Idee und Ausführung aus einem philosophischen Bedürfniß hervorgehen. Sich durch Uebersichten eine allseitige Bildung zu verschaffen, den Stoff durch Ordnung zu beherrschen und unter die Grundgedanken zu vereinigen, über den Einzelnheiten den Ueberblick über das Ganze nicht zu verlieren, um die Gliederung der Theile aufzufassen und die einzelnen Behauptungen mit den allgemeinen Grundsätzen zu verbinden, endlich die jeder Wissenschaft allein angemessene Verfahrungsart aufzusuchen und anzuwenden und zugleich sich aus ihrer Geschichte über ihr Vorwärts- oder Rückwärtsschreiten zu belehren —, wer sieht nicht, daß dieses alles philosophischer Art sei? Aus dieser Ansicht hervorgegangene Bestrebungen verdienen unsern vollen Beifall: denn sie suchen die gegebene Wissenschaft mit der Philosophie in Verbindung zu bringen (und werden somit eine Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes derselben nach der Idee), oder bei der täglich sich häufenden Fülle gelehrter Kenntnisse den Ueberblick zu erleich-

tern. Indem sie Gegenstand, Begriff und Zweck einer jeden nach der zeitigen Stufe ihrer bisherigen Ausbildung im Auge behalten, machen sie Vorschläge zur Verbesserung, nach den Bedürfnissen und Fortschritten der Zeit, wie dieß alles seit Baco von Verulam, der zuerst einen solchen Versuch unternahm, sowohl im Ganzen der Wissenschaften als in ihren Theilen vielfach geschehen ist. Was aber ins besondere jene Real-Encyklopädien zur Aufspeicherung der Gelehrsamkeit, zur Conversation und zur Volksaufklärung betrifft, sie mögen nun nach den Gegenständen oder den Buchstaben geordnet sein, so können diese weniger für Compendien als Repertorien der Wissenschaften gelten; sie begünstigen die Verbreitung aller Kenntnisse, aber auch die Vielwisserei, indem sie einem oberflächlichen, aphoristischen Studium Vorschub thun, und haben in neueren Zeiten durch buchhändlerische Betriebsamkeit, die dem Zeitgeiste eben so sehr huldigte als ihn gestaltete, einen — die Nachwelt wird es entscheiden — ob verderblicheren oder wohlthätigeren, auf jeden Fall einen wohlzubeachtenden Einfluß auf die Literatur gehabt. Sie gehören jedoch, wie die Eisenbahnen, die Musterkartenreiter und die Dampfschiffe, zu den Neuigkeiten unseres Fabrikantenzeitalters. Jedermann wird nämlich eingestehen, aus ihnen die Wissenschaften nicht gründlich erlernen zu können, am wenigsten auf philosophische Weise, da sie immer nur auf den Gehalt derselben gehen und einzig historische Be-

lehrungen anbieten. Sie dienen der Erinnerung auf zweckmäßige Art und sind wohl zum Nachschlagen gut, aber nicht zum Nachdenken. Von ihnen kann, wo es sich um Vorträge handelt, nicht die Rede sein; diese beziehen sich immer nur auf die erste Art, welche also hier allein in Frage kommt.

Ist das Gesagte wahr, so reizt es allerdings zum Spott, wenn jemand mit der Encyklopädie beginnen oder gar damit sich begnügen wollte. Wie könnte ein Schüler hoffen, damit anfangen zu können, womit der Meister endet, oder sich einbilden, die Wissenschaft zu besitzen, deren Umrisse er kaum erblickt hat. Zwar daß junge Männer, die sich auf ein Geschäft im Leben vorbereiten, auf eine Encyklopädie ihrer Wissenschaft sich zurückziehen und sich also mit einem Umriß derselben begnügen sollten, ist wegen der späteren Prüfungen, die Gehalt fordern, nicht zu befürchten, und das Gegentheil vielmehr, daß sie, wenigstens nach eben beendeten Studien, von Gelehrsamkeit erdrückt werden, zu besorgen, wenn nicht auch hier gelte: wie gewonnen, so zerronnen! Aber ungereimt bleibt es auch immer, mit solchen Vorträgen die Bahn der Studien eröffnen zu wollen; vielmehr wäre, wie dies aus dem Gesagten hervorgeht, zu rathen, sie mit ihnen zu schließen, da sie dem Ganzen die Vollendung geben, die erworbene Wissenschaft noch einmal mit philosophischem Geist und Blick überschauen lassen und vielleicht das Gefühl

der Mangelhaftigkeit derselben von irgend einer Seite her erwecken, was jederzeit der Vorläufer einer geahneten Verbesserung derselben ist. Doch diese ganze Beurtheilung geht nur aus jenem Standpunkte hervor, nach welchem an jeden die Anforderung geschieht, seine Wissenschaft mit denkendem Verstande und freiem Geiste aufzufassen. Da nun aber diese Anforderung in so fern immer seltener wird, als Vortrag und Darstellung sich immer mehr und mehr an das Gedächtniß wenden und das Studium zum Handwerke machen, was eine Folge der geschichtlichen Behandlungsart einiger Wissenschaften ist, die sich am liebsten völlig von der Philosophie losreißen, so werden sich immer Vertheidiger des Schlendrians finden, da er ja bequemer ist und den Schein der Gelehrsamkeit zurückstrahlt. Es ist nämlich viel schwerer, ein eignes Urtheil abzugeben, was nur auf einem fortschreitenden Wege der Untersuchung zu erlangen ist, als hundert ältere Meinungen, wie es unter den Gelehrten Sitte wird, zusammenzustellen und diese Zusammenstellung als Wissenschaft zu überliefern. Sollten sich aber, auch dieß eingestanden, noch Einwendungen gegen die oben aufgestellte Ansicht vernehmen lassen, so gehen diese alle aus einem unbestimmt gefaßten Begriff, was Encyklopädie sei, hervor, indem dann unter ihr alles zusammengefaßt wird, was im Vortrage der eigentlichen Wissenschaft nicht Platz finden will, und doch nützlich und angenehm zu wissen ist, mit einigen

Brosamen und Körnern von ihr, um vorläufig den Geschmack zu erregen und den Hunger zu stillen; wovon wir wiederum in der schreibseligen Zeit keinen Mangel haben.

Doch wir lassen das Feld der übrigen Wissenschaften und wenden uns zu dem Gebiet der freien Philosophie. Haben wir nämlich Begriff und Zweck encyklopädisch-methodologischer Vorträge in obiger Weise angegeben, so fragt es sich noch bestimmter, welches Verhältniß haben sie denn nun zur Philosophie und ihrem Studium? Geben sie, wie wir gezeigt haben, eine philosophische Form an alle übrigen Wissenschaften und setzen sie in dieser Hinsicht nicht nur Kenntniß ihres Gehaltes, Gelehrsamkeit und philosophische Bildung voraus, welche Stelle und Werth haben sie denn in der Philosophie selbst? Darauf ergiebt sich die Antwort schon aus dem eben Erörterten etwa so. Der Entwurf einer Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften ist die reifste Frucht und das vollendetste Werk eines Meisters im Denken, worin er die Ergebnisse seiner Forschungen in einem wohlgegliederten systematischen Ganzen darstellt und sie als ein Vermächtniß der Nachwelt überliefert. Da nun die Philosophie ihrer Natur nach, als am wenigsten auf Kenntnisse ausgehend, unter allen Wissenschaften sich am leichtesten encyklopädisch behandeln läßt und je vollendeter sie ist, von selbst nach dieser Form hinstrebt, so finden sich auch in ihr die meisten encyklopädischen Darstel-

lungen. Ja es läßt sich behaupten, daß jedes noch so unvollständige System eines Philosophen, welches die ganze Wissenschaft, wie sie sich ihm darstellte, zu umfassen strebt, eine Encyklopädie derselben sei. Philosophie ist folglich auch, unter allen Wissenschaften diejenige, in welcher selbst derjenige, der sich ihrem Studium ausschließlich oder angelegentlich widmet, auf einen encyklopädischen Umriß beschränkt wird. Es wird sich in Hinsicht auf den Erfolg seines Studiums nur einzig darum handeln, in welcher Form er ihm dargeboten wurde, bei welcher Bildung, und auf welche Art und Weise der Selbstthätigkeit er ihn auffaßte. Es ist daher ganz natürlich, daß diejenigen, welche nur Resultate suchen, am liebsten nach solchen Darstellungen verlangen und sich auch an ihnen genügen lassen, in der fröhlichen Hoffnung, sich ohne Anstrengung, ohne tiefes und gründliches Studium, Philosophie zu erwerben und sich so ein für allemal und in kurzer Zeit in Besitz fremder Urtheile zu setzen über Gegenstände, über die so viel und so anhaltend gesprochen wird. Der Werth, den ein solcher Besitz hätte, wäre indessen nicht nur sehr gering, sondern es läßt sich auch zeigen, daß diese Art Philosophie zu studiren durchaus falsch und zu verwerfen ist. Philosophie kann nämlich durchaus nicht auf kurzem und gemächlichem Wege weder mitgetheilt noch aufgefaßt werden. Sie ist kein Gedächtnißwerk, das sich wie eine Erzählung darbieten und wie eine Thatsache auffassen ließe, sondern eine Ver-

nunftwissenschaft, die sich zwar allerdings lernen läßt, aber auf eine eigene Weise, nämlich nur durch den denkenden Verstand. Kant sagte deshalb, Philosophie läßt sich nicht lernen, nur Philosophiren; eben weil nicht das Gedächtniß, sondern der denkende Verstand angestrengt werden muß, zu dessen Weckung demnach auch die Darstellung angelegt sein muß. Sollte man aber unter Encyklopädie der Philosophie, in Gemäßheit der übrigen Wissenschaften und in so fern sie als Vorbereitung und Einleitung in das eigentliche Studium derselben betrachtet wird, eine Angabe ihres wesentlichen Inhaltes und ihres Umfanges oder ihrer Theile verstehen, also eine Reihe von Begriffsbestimmungen und Eintheilungen, mit eingestreuten Bemerkungen über Methode, Werth und Schwierigkeit des Studiums, so sehe ich in aller Welt nicht ab, wozu dieses Gerippe und diese bloße Inhaltsanzeige aller Hauptlehren der Philosophie dienen soll. Eine solche Idee kann nur in einer geistlosen Zeit, welcher der Dichter mit Recht zuruft: „Du bannest den Geist in ein tönend Wort"! aufkommen, auch bei denen nur Beifall finden, welche auf Abziehen und Ausziehen einzig Werth legen, unbekümmert ob sie, ungleich den Chemikern, auch den Geist mit auffangen. Wie kann es den Anfänger interessiren, das wissenschaftliche Gefüge und die Gliederung der Theile eines Ganzen dargelegt zu finden, von denen er vielleicht selbst das Wort zum erstenmal hört und dieses, ohne sich etwas

Bestimmtes dabei zu denken. Denn an der systematischen Form kann niemand Geschmack finden, der nicht schon des Inhaltes kundig ist, oder vielmehr beide bedingen sich gegenseitig, und die eine ohne den andern bleibt jedem ganz unverständlich. Außerdem hängt beides genau mit der Ansicht, die sich einer vom Wesen der Philosophie und ihrer Aufgabe macht, zusammen, so daß es selbst in unsern Tagen noch nicht möglich ist, etwas allgemeingeltendes, etwas, worin auch nur die Mehrzahl übereinstimmte, darüber mitzutheilen. Der Kenner wird wohl begierig sein zu erfahren, wie ein anderer in die Wissenschaft Eingeweihter darüber denkt, aber nicht der Anfänger, der ja noch gar nicht einmal die Streitpunkte kennt. Aber vielleicht scheinen die Regeln, wie man Philosophie erfinden und die erfundene auffassen und darstellen soll, einer solchen vorläufigen Darlegung fähiger zu sein als das andere? Mit Unrecht! Sie machen vielmehr den Schlußstein von allem. Diese Regeln sind nämlich erst ein Ergebniß der Forschungen über das Wesen der Philosophie und richten sich durchaus und noch mehr als die systematische Aufstellung nach der Einsicht, die jemand von ihr gewonnen zu haben sich überredet. Sie können also auch nur, in obiger Gestalt vorgetragen, und zwar in einem noch höheren Grade mit dem Gedächtniß, d. h. ohne Einsicht in ihre Gründe aufgefaßt werden. Unsere Gedanken sind mithin kurz diese: Eine Encyklopädie der Philosophie

ist entweder für die Meister in der Wissenschaft oder für Anfänger. Ist sie jenes, so fällt sie mit dem Interesse des systematischen Gedankengefüges und der philosophischen Begründung zusammen und ist gleichsam der Gipfel der philosophischen Ausbildung, der Schlußstein des philosophischen Studiums; ist sie dieses, so sieht man nicht, was ihr Inhalt sein sollte, wenn es nicht eine Aufreihung philosophischer Terminologien mit beigefügten unverständlichen Erläuterungen nach einem bestimmten System oder am liebsten nach gar keinem wäre, deren Auffassung nothwendig gedächtnißmäßig sein müßte. Wozu also diese unschickliche Anleitung zu ihrem Studium? Etwa um eine geistlose Mode mitzumachen?

Haben wir auf diese Weise eine Encyklopädie und Methodologie als Anfangs-Studium für alle Wissenschaften, vornehmlich aber für die Philosophie, nach den von uns aufgestellten Gesichtspunkten, abgewiesen, so schiene uns nur noch eine Propädeutik, als Einleitung in das Studium der Philosophie, übrig zu bleiben. Eine solche Vorbereitung mag nun bei den übrigen Wissenschaften sein was sie wolle — sie ist aber eigentlich eine Rumpelkammer, in die alles verwiesen wird, was im Vortrage der Wissenschaft selbst keine rechte Stelle finden will — uns kommt es jetzt darauf an zu untersuchen, was sie für einen Sinn und Bedeutung für die Philosophie habe und mit welchen Gegenständen sie sich beschäfti-

gen werde. Zu allererst ist klar, daß diese Propädeutik einen von der Encyklopädie und Methodologie verschiedenen Charakter haben müsse; sie wird nicht Plan und Grundriß der Wissenschaft zu verzeichnen, sondern sich nur auf eine Einleitung in dieselbe zu beschränken haben. Allein hier regt sich der Zweifel, welchem Bedürfniß sie zu begegnen habe und wie demnach die Idee derselben zu fassen sei. Wer nämlich nicht das Bedürfniß von etwas fühlt, kann offenbar auch nicht eine Befriedigung desselben verlangen. Sollte man zwar aus dem Gebrauche urtheilen, so müßte das Bedürfniß sehr groß sein. Wer kennt eine Wissenschaft, ja nur einen einzelnen Theil einer Wissenschaft, zu dem nicht mit allen Glocken eingeleitet würde; und über dem langen Einleiten wird, wie wir ja sattsam wissen, nicht selten die Lust an der Wissenschaft selbst ausgeläutet. Daher auch nicht wenige und oft gerade die fähigsten Köpfe so lange aussetzen, als das Einleiten zur Sache selbst dauert und dieß, wie wir gleich sehen werden, aus einem sehr richtigen Gefühl. Die Philosophie war beinahe die einzige Wissenschaft, die von solchen Einleitungen bisher noch nicht gedrückt wurde und sie sollte also auch an dem allgemeinen Glück der übrigen Wissenschaften Theil nehmen? Allerdings! Aber nur in einem ganz andern Sinne und aus einem ganz anderen Bedürfnisse. Die herkömmliche, und daher sehr allgemeine Gewohnheit der Einleitungen geht nämlich,

wenn sie nicht historischer sondern philosophischer Art sind, aus einem dogmatischen Vorurtheile hervor, das sich wiederum auf eine falsche Ansicht der Logik stützt. Ich will das Gesagte durch ein Beispiel zu erläutern suchen. Man mag eine Kirchengeschichte aufschlagen, welche man will, eine jede glaubt mit Erörterung des Begriffs der Kirche und Kirchengeschichte beginnen zu müssen, als wenn jemand nicht die letztere lernen könnte, ohne den aus der Geschichte der Kirche selbst gezogenen Begriff von Kirche gefaßt zu haben, obgleich jeder Gescheute einsieht, daß dieser sich erst im Verlaufe der Zeiten bildet und dem gemäß gar oft bedeutende Abänderungen erleidet; davon zu schweigen, daß nicht selten nach jenem vorausgeschickten willkürlichen Begriff die herrlichsten Erscheinungen schief und einseitig beurtheilt werden. Dennoch glaubt man so anfangen zu müssen und warum das? Weil man aus der Wolfischen Schule, die mit ihren Definitionen von dem Kanonenstöpsel an bis zur Gottheit hinauf allen Wissenschaften glaubte ein Licht aufstecken zu können, das Vorurtheil hat, daß alles Heil auf vornher festgestellten Begriffen, durch die Deutlichkeit der Erkenntniß entstehen soll, beruhe, und damit die falsche Ansicht von der Logik verbindet, daß die Definition eines Begriffes auch den Inhalt desselben mittheile. Wer ihn nämlich hat, wird ihn auch aussprechen können, wem er mangelt, erlangt ihn nur auf dem Wege seiner Entstehung. Ist aber

einmal etwas Gewohnheit geworden, so scheint derjenige, der davon abzuweichen vielleicht guten Grund hat, ein unbehaglicher Neuerer, wenn nicht gar, wie in dem vorliegenden Falle, ein unklarer Kopf, der eine so schön dargebotene Gelegenheit zu deutlichen Begriffen zu gelangen verschmähet. Man will gleich klare Begriffe, ehe man zur Wissenschaft schreitet. Es ist ein herrliches Ding um die Klarheit, aber so schnell und so vorne weg ist sie nicht zu erlangen. Allein dennoch wird, wie wir behauptet haben und wie erhellet, nach einem dogmatischen Vorurtheile dem Vortrage jeder Wissenschaft das Allgemeine vorangestellt und mit demjenigen begonnen, was entweder gar nicht zur Sache gehört oder ans Ende als Schlußstein zu verweisen ist. Sollte daher jemand auch den Vortrag der Philosophie damit eröffnen wollen und etwa gleich mit einer runden und netten Erklärung von ihrem Wesen, ihren Aufgaben und Theilen, ohne den Hörer zuvor auf den ihm angemessenen Standpunkt zu stellen, anfangen, so müßte dasselbe Gericht über ihn und sein Verfahren wie über alle dergleichen Weisen und zwar ganz vorzüglich ergehen. Aber es giebt noch eine andere fruchtbarere und ergreifendere Darstellung wie der Philosophie so auch der übrigen Wissenschaften, eine solche nämlich, die nicht blos belehren und im Kathederton sprechen, sondern zum eignen Urtheil anleiten, sich nicht an das Gedächtniß, sondern den Verstand der Schüler oder Zuhörer wenden will.

Denn diese viel besprochene dogmatische Lehrart ist so eingerichtet, daß man zwar bequem auffassen aber nicht selbst denken lernt und man ein Gelehrter und ein tüchtiger Gelehrter, schwerlich aber ein denkender und selbstständiger Weiser werden kann; sie überliefert zwar den gesammten Vorrath der Wissenschaften, aber mit ihm verjährte Vorurtheile, die um so schwieriger zu finden sind, da sie in den ersten und langgeprüften Definitionen schon versteckt liegen. Dieses Bedürfniß nun einen zu eigener Untersuchung antreibenden Gedankengang einzuleiten, durch welchen zugleich eine klare Ueberzeugung gewonnen würde, hat neuerdings auf eine gänzliche Umgestaltung der Philosophie geführt, als deren Gründer bei allen Vorarbeiten mit Recht Immanuel Kant angesehen wird. Die von ihm unternommene Art Philosophie zu bearbeiten hat eine Wissenschaft hervorgerufen, die seitdem, unter den verschiedensten Namen im Umlauf, als ihr Grund und Anfang vielleicht als eine Einleitung zu ihr gefaßt werden könnte. Ob nun eine solche Wissenschaft eine selbstständige Aufgabe enthalte und wie sie von der Philosophie selbst verschieden sei, und wenn sie es ist, wie sie sich dann gegen die übrigen ihr unter- und über- und nebengeordneten verhalte und in wie fern ihr dann diese Stelle an der Spitze der übrigen gebühre, dieß zu entscheiden, gehört eigentlich zur Philosophie der Philosophie, die also ebenfalls für richtige Beurtheilung Kenntniß des besprochenen Gegen-

standes voraussetzt, und daher von uns auch nicht vorangestellt werden kann. Gesetzt aber, es gäbe eine solche Wissenschaft und sie wäre nur eine wissenschaftlich bearbeitete Lehre vom menschlichen Geiste, als der Wurzel und Quelle aller menschlichen Thätigkeiten, wie könnte man eine solche, die das Herz aller Philosophie ist, als vorbereitende Einleitung anbieten. Allerdings geht man an ihrem Faden sicher durch das ganze Gebiet derselben hindurch und ist stets sicher, sich nicht in Abgründe, Nebenwege oder gar Sümpfe zu verlieren, aber wer möchte das Einleitung nennen, wenigstens nach dem gewöhnlichen und herkömmlichen Sprachgebrauch, was ja den Inhalt der Wissenschaft selbst so wesentlich berührt. Aber wie man handelnd und forschend auf diesen Standpunkt kam, zu dem sich alle Bestrebungen hindrängen, was für eine Idee der Philosophie dieß voraussetze, ja welche Aufgaben und Räthsel sie enthalte, wie diese sich ergeben und welchen Einfluß sie auf die Entwickelung der Formen des Lebens sowol als der Wissenschaften habe, und wie sie als die innerste und tiefste Erscheinung im Menschenleben mit unsichtbarer und still wirkender Kraft walte, wie diese Bemerkungen demnach einen jeden anregen, auch Theil zu nehmen an dem gemeinsamen Werke und welche Belehrungen er dafür aus den Irrungen früherer Zeiten zu ziehen habe, dieses alles sind Gegenstände, die nicht aus dem Gebiete der Philosophie selbst geholt aber wohl geeignet sind uns für

ihr Studium vorzubereiten, indem sie uns eine würdige Idee von ihr geben und uns in die ihrem Studium am angemessenste Stimmung versetzen.

Ich fasse das Gesagte kurz noch einmal zusammen auf folgende Weise: Es giebt nämlich bei allen eigentlichen Wissenschaften zwei Arten ihrer Betrachtung und Darstellung, die nicht früh und oft genug von einander unterschieden werden können. Die eine besteht darin, daß wir nach einem herkömmlichen Fachwerke der Wissenschaft von Erklärung zu Erklärung fortgehen sorglos und unbedacht wie auf geebneter Straße, die andere, bei der wir uns mit mehr Anstrengung auf den Standpunkt der Erfindung und Prüfung stellen und so zu den Erklärungen, die nun gleichsam von selbst erfolgen, fortschreiten. Jenes erste Verfahren wird fast in allen angewandten Wissenschaften befolgt; es ist das leichtere, strengt nur das Gedächtniß an, begünstigt den Schlendrian und macht die Irrthümer stehend, das andere ist das schwerere aber auch lebendigere, strengt die Urtheilskraft an, leitet zu Entdeckungen und spürt die Irrthümer auf. Meine Absicht ist hier nicht, die Philosophie selbst auf diese selbstthätige Weise aufzustellen, sondern die Art anzuzeigen, wie man zu ihrer Aufstellung gelange, indem wir die Philosophie an sich und in allen ihren Beziehungen vor unsern Augen entstehen lassen, um dieselbe nicht wie ein fremdes Eigenthum zu be-

sitzen, sondern selbstthätig zu erzeugen. Diesen Weg nun will ich erwählen und habe daher nichts mehr zum Lobe hinzuzufügen und allen Tadel nur von mir selbst zu erwarten, wenn ich in der Ausführung zurückbleiben sollte. Doch will ich getrost und zuversichtlich ans Werk gehen und werde vielleicht nur desto belehrender sein, je mehr ich Ihnen zu Verbesserungen Gelegenheit gebe. Wären viele eben so sehr von der Unvollkommenheit ihres Vortrags überzeugt als ich, es gebe vielleicht mehr wahre Verehrer der Wissenschaft. So gering ich aber von der Ausführung denke, so groß von der Idee, die ihr vorherging. Jene ist das Werk eines flüchtigen Augenblickes der Zeit, diese möge allen Ihren künftigen Studien als Leitstern vorschweben.

II.

Nachdem ich in der vorigen Stunde den unbestimmten Begriff einer Einleitung und ihren Zweck näher bestimmt habe, liegt es mir in dieser ob, den Grund zu allen folgenden Betrachtungen zu legen. Ich werde nämlich, dem aufgestellten Grundsatze getreu, nur den erfindenden Gedankengang einzuschlagen, zuerst Anfang, Ursprung und Gegenstand des Philosophirens sowohl überhaupt als für den einzelnen aufsuchen. Dazu führt uns vielleicht folgende Darstellung.

Es gehört zu den schwierigsten Untersuchungen, zu denen weder die Geschichte einen Leitfaden liefert, noch die auch sonderlich viel Licht von freiem Nachdenken erhalten, Auskunft über jene so natürlichen Fragen zu ertheilen, wo der Anfang aller geistigen und sittlichen Bildung zu suchen, wie alt sie sei und wie der Keim derselben, der nur in dem Geschlechte der Menschen einen günstigen Boden anzutreffen scheint, zur Entwickelung gelangt sei. Alles was sich darüber ausmachen läßt, sind Vermuthungen und unsichere Schlüsse aus geschichtlichen Uebereinstimmungen. Dazu kommt, daß mancherlei ererbte religiöse Vorstellungen auch hier unser Urtheil verwirren und es von

den Vorurtheilen abhängig machen, die wir über den ersten Zustand der Menschen und ihrer Natur gefaßt haben. Es finden sich daher auch, je nach der Wahl des Standpunktes, die entgegengesetztesten Annahmen über den Ursprung unserer Bildung. Einige nehmen alle Bildung für ein Geschenk der Götter und führen Sprache und Weisheit durch Ueberlieferung auf ihre Belehrungen zurück, andere dagegen leiten einen allmählichen, stufenweisen Entwickelungsproceß des Geistes aus dem Schlamme der Erde, unter Mitwirkung der übrigen Elemente, ein, durch den sich der Mensch nach und nach von der Gesellschaft der übrigen Thiergeschlechter der Erde als ein höheres und edleres ausgesondert und nicht nur eigenmächtig zum Herrn der Erde gemacht, sondern auch zu den Sternen, als der Heimath der Götter, aufblicken gelernt habe. Beide Behauptungen gehen offenbar von einseitigen Wahrnehmungen aus und verwirren sich in der an sich unfaßbaren Vorstellung einer anfangslosen Zeit; beide entbehren des sichern Bodens der Geschichte, oder suchen wenigstens diese öde und kahle Gegend derselben durch Sage und Philosophie in einen lachenden Garten oder in grause und dunkele Urwälder umzuschaffen. Allerdings müssen wir eine Bildsamkeit des menschlichen Geistes annehmen, der nur im Fortschritt der Zeiten sich entfaltet, so wie jede folgende Zeit eine Erbin ihrer Vorgängerin ist, die ihr auf was immer für Weise ihr

geistiges Eigenthum überliefert, aber zugleich ergiebt sich auch die Nothwendigkeit der Annahme eines ursprünglichen Keims, der zur Blüthe und Frucht gelangen könne, und der Erörterung der Frage, wie er wohl der lebendigen Entwickelung theilhaft, und wie vielfach er sich entwickeln werde. Welche äußeren Begünstigungen aber diesen natürlichen und ursprünglichen Keim aller geistigen und sittlichen Bildung erweckten, dessen Aeußerungen sich in seiner Sprache und in seinen Werken darstellen und aus ihm hervorgehen, wann, wo und wie der Mensch zuerst aus der natürlichen Trägheit und Gedankenlosigkeit erwachte und ob an mehreren Orten des Erdbodens zugleich, wie oft ein glücklicher Zufall ihn leitete, den er besonnen ergriff, wie lange es dauerte, bis eine nur einigermaßen behagliche Existenz frei von drückender Noth, Arbeit und Sorge die ersten Künste seinem Leben verschönernd beigesellte, wer vermag es zu sagen, wer ist dessen Zeuge gewesen, um es uns überliefern zu können? Nur in der Gesellschaft ist der Mensch das geworden, was er ist; in ihr gelangt er zur Sprache, in der er seine Gedanken und widerstreitenden Bestrebungen kund thun kann, zu Eigenthum und sicherem Besitz, zu Gewohnheiten, Sitten, Gebräuchen und Gottesdiensten, aus ihr geht Recht und Unrecht, das Heer der Leidenschaften und Verbrechen, aber auch der Tugenden und Vollkommenheiten hervor, sie ist die Mutter der Künste des Friedens wie des

Krieges. Aber wer kennt wiederum ihre Anfänge? Diese ersten Schicksale unseres Geschlechts hat kein Vater seiner Familie erzählen, kein Griffel der Nachwelt überliefern können; nur der Dichtung zauberische Farben brechen wie der Sonne Glanz durch den Nebel der Vorwelt und lassen den erstaunten Zuschauer das Bild einer untergegangenen Herrlichkeit der ersten Kindheit schauen, die jenseits aller Geschichte, ja aller Zeit liegt. Daher tönt Gesang und wunderbare Sage um den Anfang aller Völkergeschichten in mannigfacher Melodie und Kunst, als der Quell aller Weisheit, der Spiegel des eigenen Lebens, als die einzige und wahre Naturdichtung. Denn hat sich der Mensch aus dem Schmuz und der ersten Noth des Bedürfnisses hervorgearbeitet, ist er mächtiger als der Schmerz und die Lust des Augenblicks, als die Sorge der Zukunft, so sucht er Geistesbeschäftigung, Unterhaltung zur Abwehr der Langenweile; er will gern sehen, hören, sich erzählen lassen, seine Gefühle aussprechen, seine Gedanken und Schicksale mittheilen, sich durch Gesang, Spiel und Tanz erheitern. So erwacht das erste geistige Leben und Dichtung und Weisheit in noch inniger Vereinigung umschlingen jugendlich frisch die Bestrebungen und Vergnügungen der Völker, beide in volksthümlichem Gepräge.

Es ist weiter vielfach gefragt worden, was es wohl sei, was dann zuerst das Denken, die Forschung, erwecke, und welches die Gegenstände

seien, auf die es sich richte. Als solche Anlässe und Reizungen zur Forschung sind aufgestellt worden die staunende Verwunderung, das Gefühl der Unwissenheit und die Angst des Zweifels. „Wahrlich bei den Göttern, Sokrates, sagt Theaitetos, in dem gleichnamigen Gespräche des Platon, ich wundere mich ungemein, wie doch dieses wohl sein mag; ja bisweilen, wenn ich recht hineinsehe, schwindelt mir ordentlich. Sokrates erwiedert: Theodoros, dein Lehrer, du Lieber, urtheilt eben ganz richtig von deiner Natur. Denn gar sehr ist dieß der Zustand eines Freundes der Weisheit, die Verwunderung; ja es giebt keinen andern Anfang der Philosophie als diesen.“ Allerdings haben Kinder, gereizt von der Neugierde, unendlich viel zu fragen und finden alles wunderbar, aber Gewohnheit stumpft Sinn nnd Aufmerksamkeit ab, denn das Gewohnte veraltet, und wie wir alles anfangs wunderbar finden, so späterhin alles natürlich, nur weil es stets wiederkehrt, und wir rufen wohl gar mit dem grämlichen Koheleth aus: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne“! Daher mag es wohl auch kommen, daß die Gedankenlosigkeit und der Stumpfsinn allmälich so überhand nimmt nnd daß, wer nicht aus seiner Jugend eine Erinnerung dunkeler Fragen in sich trägt, im reiferen Alter selten, wenn nicht gar sehr in die Enge getrieben, zu ihnen zurückkehrt. Aber erwacht einmal wie aus einer großen Schaar Träumender, die im Lichte

der Sonne zwar aber wie die Blumen des Feldes blühen und welken, erhebt euch über die Alltäglichkeit; umringen euch nicht Naturerscheinungen, die euch in stilles Staunen versetzen und euch zu Fragen reizen, und blickt ihr auf das vielbewegte Leben der Menschen, welches euch das Bewußtsein eures eigenen Thuns deutet, denkt ihr nicht manchmal: woher, wohin und wozu dieß alles? Woher aber diese staunende Verwunderung? stammt sie nicht aus dem Gefühl der Unwissenheit? giebt diese mir nicht Fragen und Aufgaben, auf welche ich Antwort und Auflösung suche? „Wer also, Diotima, heißt es im Gastmahl des Platon, sind denn die Philosophirenden, wenn es weder die Weisen sind noch die Unverständigen? Das muß ja schon, sagt sie, jedem Kinde deutlich sein, daß es die zwischen beiden sind.“ Daher auch Sokrates, und wer ihm nachgeahmt, zwar nicht, wie mancher ihm nachsagt, in dem Besitz einer löblichen Unwissenheit als der höchsten Weisheit, sondern jener edlen Kunst einer verstellten Unwissenheit, welche den Namen der Ironie trägt, bei den mit Gedanken schwangeren Jünglingen Athens Hebammendienste that, wie er sich selbst einmal scherzend darüber vernehmen läßt, um sie ihrer geistigen Frucht durch Fragen und Antworten zu entbinden. Wie aber der Zweifel, wie kann er Vater der Philosophie sein? Allerdings ist er es, aber nicht der alten sondern der stets neuen, in dem Sinne, wie wir ihn hier nehmen. Es kann

nämlich nicht fehlen, es werden sich bald Antworten auf jene Fragen finden, ich mag sie nun aus mir selbst ziehen oder von andern überkommen haben; aber eben so gewiß ist, daß weder ich selbst immer mit mir zufrieden sein werde, noch auch andere lange meinen Worten Glauben schenken werden. Irren ist jederzeit der Menschen Loos gewesen und nie noch hat jemand, wer zuerst über frischgeackertes Feld Bahn brach, den Fußsteig gerade gerichtet. So auch im Felde der Weisheit. An des Meisters Worten zweifelnd, zwar nicht um zu zweifeln sondern das eigene Gefühl der Wahrheit sich auszudeuten, erstarkt der Gedanke des Schülers und ihm macht oft viel Noth, wobei einem anderen dünkt, er suche einen Knoten an der Binse oder mache sich unnöthige Skrupel. Hierbei aber kann ich nicht umhin, vor zu großer Flüchtigkeit zu warnen; man sei nicht zufrieden mit einer etwaigen Auflösung oder lasse wohl gar einen Gedanken unbeachtet, der uns vielleicht nie mehr so kommt und doch wohl zu einer andern, wenn nicht gar neuen Ansicht der Wissenschaft beigetragen haben könnte, wenn wir seiner Spur nachgegangen wären. Daher auch suchen wir, die wir philosophiren, nach dem Beispiel aller jener Männer, deren Nachruhm die Geschichte bewahrt, die Einsamkeit und die Zurückgezogenheit, fliehen zerstreuende Vergnügungen und finden reichlichen Ersatz in der Frucht der Anstrengungen, die uns das Nachdenken bereitet. Das ist eben jene Resigna-

tion, die so schwer ist, die wir aber üben müssen, wollen wir anders das Ziel erreichen, die wir aber auch gerne üben, sobald der ächte Geist der Wissenschaft uns beseelt. Daher, theuerste Jünglinge, scheuet nicht die Noth und die Angst der Geistesarbeit, deren Preis nicht Palme nicht Lorbeer ist, den sterbliche Hände euch reichen, sondern die Geburt der unsterblichen Göttin, der Weisheit, wie sie einst des himmlischen Vaters Haupt sich entwand.

Wenn wir das Gesagte zusammennehmen, so können wir mit Recht sagen, staunende Verwunderung, erzeugt aus dem Gefühle der Unwissenheit, ist die Mutter der Weisheit und der Zweifel erzieht sie und bildet sie zu einer vollendeten und schönen Gestalt. Allerdings muß der Mensch ihrer empfänglich sein können und es ist daher ein Wissenstrieb das erste Vorausgesetzte; bei wem aber der Funke zünden werde und woher ihm sein Leben komme, wer möchte dieses vorher bestimmen? — So hätten wir gefunden, wie das Philosophiren geweckt werde, welches aber die Gegenstände seien, aus deren Betrachtung sich Aufgaben für dasselbe entwickeln und welche, und wie dieß möglich sei, das wollen wir nun weiter durchgehen.

Dasjenige, woran das Philosophiren erwacht, sind auch die Gegenstände, auf die sich die Betrachtung richtet und an denen sie sich fortleitet. Wir weilen in einer Welt, die uns gleichsam gegenübertritt, mit einer Fülle von Gegenständen

uns umringend, und weilen in ihr als selbstbewußte Wesen, die zugleich in einer fortschreitenden Entwickelung leben. Groß ist die Anzahl dieser äußeren Dinge, welche durch ihre Beschaffenheiten und Eigenschaften auf uns einwirken, vielfach der Wechsel unserer inneren Thätigkeiten und Stimmungen, die aus der Wechselwirkung mit der Außenwelt entspringen. Was jemandes Wahrnehmung sich darbietet, ist zufällig, wo seine Betrachtung anfängt, ist gleichgültig; sobald aber aus der Betrachtung die Forschung sich entwickelt, zeigen sich gewisse nothwendige und allgemeine Wahrheiten, die zuerst als unausgesprochene Voraussetzungen allem Nachdenken zu Grunde liegen, jedoch aus den aufgestellten Behauptungen leicht zu erkennen sind, nur nach und nach bei näherer Beleuchtung klar hervortreten und als selbstständige sich geltend machen. Wir wollen sehen, ob wir auf dem eingeschlagenen Wege, auf dem wir uns nämlich auf den Standpunkt der ersten Betrachtenden versetzen, sie in ihrer ursprünglichen und einfachen Gestalt wieder finden werden. Wie der Gebirgswanderer zuerst nur die Kette des Gebirges, die sich ihm von weitem in groben Umrissen darstellt, mit einem Blicke faßt, dann, je näher er kommt und je mehr Berge an Berge sich häufen und was früher verbunden war nun durch weite Thäler getrennt erscheint, bald hierhin bald dorthin sein schweifendes Auge heftet, endlich, wenn der Fuß zu klimmen beginnt und die Vorberge die höchsten

Kuppen, das Ziel seines Strebens verdecken, sich in Beschauung der Einzelheiten ganz verliert, bis oben der Blick wieder den ganzen Gesichtskreis vereinigt, ganz ähnlich ist die Art, wie die Philosophie als Gegenstand unter der Behandlung der Denker im Laufe der Zeiten bald so bald anders sich gestaltet, bald ganz verschwindet, bald wieder in ihrer vollen Gestalt hervortritt. Doch ihre erste Gestalt ist auch ihre großartigste, wo sie sich als begeisterte Weltanschauung, als gereifte Lebenserfahrung zeigt. Wir gehen also auf die Anfänge des Philosophirens zurück, zu den Alten, denen Natur und Leben gleichsam näher lag und der Eingang zu den ersten und einfachsten Fragen, aus welchen späterhin die Wissenschaft in ihren Verzweigungen erwuchs, leichter zu finden war. Wir erlangen dadurch eine Einsicht in die Entstehung philosophischer Fragen und indem wir gleichsam wie von selbst und zuerst uns dieselben erfindend erwerben, gehen wir ohne vorgefaßte Meinung an ihre Lösung.

Hat sich der Mensch, von seinen Trieben gegereizt und von Ueberlegung geleitet, der ersten Rohheit entwunden, ist er zu Gedanken gekommen und durch ein dem bürgerlichen ähnliches Leben des Rechtes empfänglich geworden, so sucht er, voll Erinnerung der Vergangenheit und voll Sorge der Zukunft, sein Leben zweckmäßig zu gestalten und die Natur und alle übrigen Wesen seinen Zwecken dienstbar zu machen. Aber zwei Gefühle fangen bald in ihm sich zu regen an und werden

ihm die Offenbarerinnen großer Geheimnisse. Das Abhängigkeits- und Schuldgefühl nämlich, von denen jenes durch die Gewalt der Natur über die Werke und das Leben der Menschen, dieses durch Vorwürfe des Gewissens bei bösen Handlungen, vor deren Vollziehung ein inneres Gebot ihn warnt, so leicht und so früh geweckt wird, belehren den Menschen, daß er einer höheren Macht unterworfen sei, die ihm sowohl Glück und Unglück bereite, als auch Furcht einflöße. Sie beleben ihm also den ursprünglichen, tief im Herzen wurzelnden Glauben an Göttliches und bestimmen alle Arten der Götterverehrung in Dank- und Sühnopfern, Gebeten und heiligen Gebräuchen. Der Mensch gewahrt ferner Bewegung und Leben und Fluß in der äußeren Natur, im Wechsel der Zeiten, im Wachsthum alles Lebendigen, in den Ortsverändernden Thieren und findet in sich selbst, in seinen Begierden und Trieben den Quell aller Thätigkeit, die von ihm äußerlich sich kund giebt; er kommt daher auf den Gedanken, hinter dem Sichtbaren und Tastbaren Geist zu ahnden, den er ja in dem Rauschen der Wälder und Ströme, im Sausen des Sturms und im Donner, wie in den Lauten des Schmerzes und der Lust der Thiere hörend vernimmt. Er trennt Leib und Seele, bildet sich neben den sichtbaren körperlichen Dingen Vorstellungen von guten und bösen Geistern, die er theils als seine Herrscher betrachtet, theils sich befreundet und verwandt glaubt und stellt, wie er sich ihr gegensei-

tiges Verhältniß auch denken mag, neben die umgebende Körperwelt eine höhere verborgene Geisterwelt. Endlich erblickt er über sich das blaue Gewölbe des Himmels, von wo herab die Sonne Licht und Wärme der Erde zusendet, die er bewohnt und, zieht die Nacht heran, ein Heer leuchtender, auf- und abziehender Sterne; träge, obzwar in stetem Wechsel jugendlich grünend, ruht unter seinem Fuße die starre, von Licht, Luft und Wasser umflossene Erde. Ob er nun gleich zwar Alles in den Begriff der Welt zusammenfaßt, so scheidet er doch ein Oben, ein Reich des Lichtes und des Göttlichen, und ein Unten, ein Gebiet menschlicher Thätigkeit, ein Diesseits und ein Jenseits. Ja er dichtet noch weiter in unterirdischen Hölen und Klüften ein Unterreich, wo grauses Dunkel und Nacht der Finsterniß lagert, die Schatten wandeln, einsam und traurig und nach dem Lichte verlangend und dem fröhlichen Treiben da oben in schwermüthiger Erinnerung. Dieses All der Dinge, von der Nothwendigkeit zusammengehalten und an ihrem Schicksalsfaden ablaufend, der Nothwendigkeit, deren Vater selbst die Unsterblichen nicht kennen, ruht in dem dunkelen Schooße einer anfangslosen und endlosen, in ewiger Kreisung umrollenden Zeit, deren Stundenglas regelmäßig abläuft und sich von selbst umdreht. Diese Gedanken sind die Grundlagen aller Dichtungen, in denen sich die Völker die Thaten der Götter, die Geschichte des Himmels und der Erde und ihrer

ihrer Vorfahren erzählen, und deren Stoff sie aus den Naturerscheinungen, den Erinnerungen ihrer Väter und ihrem eigenen Leben entlehnen. Gar bunt und vielgestaltig werden diese Erzählungen freilich, sobald jene einfachen Grundzüge weiter ausgezeichnet und mit Farben belebt werden; es verschwinden dieselben fast vor dem Reichthume, der Pracht und dem Glanze der Ausführung. So verschieden sie indeß auch nach Land und Volk sein mögen, so arm bei den einen und reich bei den andern, heiter, klar und fröhlich bei diesen, düster, trüb und traurig bei jenen, dort in ewig frischer, lebenslustiger Darstellung, wie der Wellenschlag der Gewässer, die des Dichters Heimath umspülen, hier eintönig und schauervoll, wie das Echo uralter Wälder und des Nordens sturmbewegte See — denn jedes Volk lebt im Kreise eigenthümlicher Anschauungen und Stimmungen — bei aller dieser Verschiedenheit sind dennoch jene religiösen, aus lebendiger Naturanschauung hervorgehenden Vorstellungen der Boden, auf dem alle Dichtungen erwuchsen, in welchen die Weltansichten, wie sie sich unter den Völkern auch zeit- und ortgemäß bilden mögen, niedergelegt sind, und aus denen dieselben wiederum zu großen und herrlichen Gesinnungen und Thaten reifen. So scheinen, wie wir die Rebe um den Ulmbaum ranken sehen, auch Dichtungen an der Weisheit fest gegründeter Wahrheit Halt und Stütze zu haben.

Es ist eine alte und oft wiederholte Bemer-

kung, daß bei allen Völkern in ihrem jugendlichen Alter Dichtkunst geblüht und ohne Zwiespalt Religion und menschliche Weisheit in inniger Vereinigung enthalten habe, daß aber im Verlaufe der Zeiten Philosophie nicht nur als eine höhere Wissenschaft von ihr sich getrennt, sondern sich ihr auch gegenübergestellt habe. Was bewirkt nun die Trennung und was bringt den Zweifel unter die Völker, so daß meist eine Partei von denen entsteht, die an den alten väterlichen Vorstellungsarten vom Göttlichen und den Arten dasselbe zu verehren festhalten, deren Vorsteher die Priester und deren Herolde die Dichter sind, und eine andere jener feindliche aus denen, die eine neue menschliche Weisheit aufbringen und hochschätzen, und deren Erfinder sich gerade Weise oder Freunde der Weisheit — Philosophen — nennen. Die Neuerer verwerfen die väterlichen Ansichten als Aberglauben, Fabeln der Unwissenheit und Träume der Dichter, werden aber selbst wiederum von den Anhängern des alten Glaubens der Gottesleugnung, des Unglaubens, der Freigeisterei und Freidenkerei, durch welche Benennungen sie Spott ausdrücken wollen, angeklagt. Wie entsteht nun ein Kampf der Philosophie gegen jene Mythologie oder, wie es sich in neueren Zeiten gestaltet hat, gegen die Theologie? Was ihn hervorruft, ist nichts anderes, als das Interesse der Wissenschaft und der reinen nackten Wahrheit gegen Dichtung und mythologische Hüllen, als das Bestreben, sich eine Sache, die in

Bildern und Gleichnissen dargestellt wird, begreiflich oder doch verständlich zu machen, wozu ein eigener innerer Trieb auffodert. Diejenigen aber, in denen dieser Trieb sich am lebhaftesten äußert, nennen sich mit vollem Recht Philosophen, in der Bedeutung, in welcher Griechen sich dieser Benennung bedienten, und was sie bezwecken, ist in einem höheren als dem kirchlichen Sinne, welcher verächtlich der Weisheit dieser Welt die himmlische gegenüberstellt, Weltweisheit, deren griechische Benennung Philosophie mehr nur die Liebe und das Streben als den Gegenstand bezeichnet. Es entsteht demnach eine Aufgabe, die der Anblick der Natur dem freien Selbstdenken des betrachtenden Menschen stellt und die auf Einheit und Wesenheit der Dinge geht, in ihrer größten Tiefe aber das gegenseitige Verhältniß des Endlichen und Ewigen und ihre Vereinigung sucht. Das Ergebniß ihrer Lösung wird speculative, auch wohl theoretische Philosophie genannt. Ist nämlich so einmal die Sache vor die Philosophen gekommen und Gegenstand ihrer Bemühungen geworden, so gewinnt sie ein ganz anderes Ansehen. Der zum Selbstdenken erwachende Mensch verläßt das Gebiet der Dichtung, um Wahrheit zu erkunden, für die in Anschauung und Einbildung lebende Erzählung und Darstellung ergreift er die ernstere Betrachtung und die strengere Forschung, die Spekulation. — Es suchen also auch die Philosophen im tiefsten Grunde zwar jederzeit jene

ewigen Wahrheiten zu fassen, von denen auch die Dichter begeistert singen, und wir dürfen nie außer Acht lassen, daß beide ein gemeinschaftliches Ziel verfolgen, aus einem Borne schöpfen, so wenig man dieß auch oft im Einzelnen und bei den Einzelnen wird anerkennen wollen, darin aber unterscheiden sie sich, daß die Dichter jene gleichsam zugestandenen Wahrheiten durch ihre Darstellung nur verherrlichen wollen, die Philosophen dagegen auf dem Wege der Forschung zur Einsicht und Ueberzeugung, damit zu wahrer und wohlbegründeter Wissenschaft zu gelangen streben. Haben wir beides im Auge, so darf es uns nicht wundern, wenn wir in der Geschichte finden, wie die ersten Philosophen und wohl auch spätere, die mehr das Ziel als den Weg vor sich sehen, sich also eben nicht sonderlich um Wissenschaft bemühen, meistentheils eine großartige Weltansicht mit dichterischen Farben aufstellen, die nachfolgenden aber über dem Bestreben nach wissenschaftlicher Erschöpfung jene beinahe vergessen oder sie wenigstens zurückdrängen.

So schließt sich, wie wir dieß ausgeführt haben, an dichterische Darstellung, als die erste Auffassung der Natur, philosophische Betrachtung an und macht zu ihrem Gegenstande das ganze Weltall, nach Fragen, die, obgleich von der Natur der Vernunft selbst aufgegeben, sich erst im fortschreitenden Gange der Entwickelung finden, und nach Zielen hin, die dem Forscher selbst beim An-

fange seiner Forschung in noch fernes Dunkel verhüllt sind. Indessen wird uns doch klar sein, wie an dichterische Weltanschauung die Forschung der Denker sich anlehnt, wie beide von denselben Gegenständen, denselben Räthseln ausgehen und sich nur in ihrer Behandlungsweise unterscheiden.

Neben jenem religiösen Gefühle lebt in uns eben so ursprünglich ein sittliches Gefühl, das zwar seine Wurzel im Innern des menschlichen Geistes hat, dessen Zweige aber sich über alle Lebensverhältnisse ausbreiten. Es knüpfen uns Bande geselligen Umganges und der Dankbarkeit an Vater und Mutter, unsere Erhalter und Pfleger, die Schwärmereien der Liebe und Freundschaft regen zarte Triebe, die in uns noch schliefen, zu frischem Leben auf, die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse bringt uns in vielfach verschlungene Verhältnisse mit andern, die, in gegenseitiger Anerkennung durch Pflicht und Recht ausgeglichen, zu Staatenvereinen unter Gesetzen und Sitten führen, denen wir uns, als Theil des Ganzen, unterwerfen müssen, und so macht mein Volk, mit dem ich in Rechtsverhältnissen unter gleichen Gesetzen lebe, seine Foderungen an mich geltend; selbst gegen Fremde und Feinde scheint die Menschlichkeit Freundschaft und Gastrecht zu gebieten. Das sind so die ersten und vorzüglichsten Lagen, in denen der von Lust und Liebe, Begierde und jeder Leidenschaft bewegte Mensch willkürlich handelnd auftritt und öffent-

lich und äußerlich zeigen kann, was er innerlich für Gesinnungen trägt. Unergründlich nennen wir die Tiefe des Meeres, aber unergründlicher ist die Brust des Menschen. Aus ihr entspringt alles, was die Spuren des Göttlichen mitten unter dem schnell verblühenden Leben trägt, aber auch was das Werk eines bösen Geistes zu sein scheint; nur in ihr keimen Ideen und Ideale, und in den Wünschen und Bestrebungen bricht ein Strahl des Göttlichen durch, als ein Zeuge der höheren menschlichen Abkunft; aber aus ihr auch wiederum entspringt alles, was wir nur höllisches und teuflisches uns aussinnen mögen. Wunderbar und zauberisch nennen wir den Wechsel der Beleuchtungen, in denen die Landschaft und der Zug der Wolken immer neuen Reiz darbietet, aber weit wunderbarer ist der Wechsel der Stimmungen des Gemüthes, das in den Lagen und Verhältnissen des Lebens alle Falten enthüllt. Schlichtend und ordnend tritt hier die gereifte Lebenserfahrung des Alters der muthwilligen Jugend entgegen und erzieht mit Ernst und bedachtsamer Klugheit die Familie, unter deren Schutze alle geselligen Tugenden und edelen Triebe keimen; Sitten und Gebräuche üben eine von allen stillschweigend anerkannte Herrschaft und gelten als heilige Gebote. Dann stehen Gesetzgeber und Richter auf, ordnen Gesetz und Gericht und schreiben den Lebensgewöhnungen, die sie zum Edleren leiten wollen, die Regel vor. Kommen end-

lich Völker und Völker in gegenseitigen Verkehr, entwickeln sich in den einzelnen verwickeltere Formen der Geselligkeit und des Bürgerthums, so machen sich auch Bestimmungen über Staats- und Völkerleben im Krieg und Frieden nothwendig. So bilden sich in jedem Volke eigenthümliche Sitten und Gewohnheiten, eine feste Meinung über das Löbliche und Schändliche, über Recht und Gericht, durchdrungen von dem Geist ihrer geselligen Verbindung in Familie und Staat. Diese Aussprüche gelten geschrieben oder ungeschrieben als verbindlich und ihren Geboten muß der Einzelne sich fügen. Daher sehen wir auch Volkssitten, Volksgebräuche und Völkertugenden, überall mit volksthümlichem Stempel und gar verschieden nach Geschichte und Gegend. Lebensregeln und Sittensprüche laufen im Munde des Volks herum, eine öffentliche Meinung gebietet, auch treten nicht selten Volkslehrer auf, die von dem Eigennutz der Handelsweise zu innerer Güte des Willens ermahnen und zu größerer Feinheit der Sitte und Reinheit der Gesinnung zu leiten suchen. An diese Lebenserfahrungen und Lebensregeln, so wie an das öffentliche Leben im Staate schließt sich nun auch die freie philosophische Forschung an. Sie fragt nach den Lebenszwecken, nach dem höchsten Gute, nach dem, was gut und gerecht, was Tugend sei; sie fodert Freiheit und Gleichheit der Bürger, Anerkennung der Menschenrechte und Menschenwürde. Sie entdeckt

auch hier allgemeine und nothwendige Foderungen und sucht diese von den zufälligen und unwesentlichen Vorschriften zu sondern, fragt aber auch nach Verbindlichkeit und Heiligkeit des Gesetzes, worauf sich alle Anfoderungen der Sittlichkeit gründen, die Schönheit der Tugend und die Erhabenheit der Pflicht. Sie fragt endlich, was doch nach allem der Sinn und die Bedeutung alles menschlichen Treibens und Strebens sei, welchem Ziele es zueile, sie fragt, wie der Zwiespalt in der menschlichen Brust zu reimen sei, und wer das unausrottbare Gefühl der Schuld, das das bekümmerte und geängstigte Gemüth belaste, tilgen werde. Wie mit Räthseln die Betrachtung anfing, so endet der höchste sittliche Gedanke mit gleichen Räthseln und führt uns ahndungsvoll über die engen Schranken der Menschheit, die Gräber des Todes und die Thäler der Sünde zu den Höhen der ewigen Freiheit, wo in reinem Lichtglanze Unschuld und Heiligkeit wohnt. — Um diese alle gleichsam vom Leben selbst vorgelegte Fragen zu beantworten, bildet sich eine Philosophie des menschlichen Lebens und Handelns, welche die *praktische* genannt wird, und störend und fördernd in die Bestrebungen der Menschen eingreift mit Lob oder Tadel, immer zu dem Ziele hin, wie es dem vorwärtsschreitenden Geiste der Zeiten obgleich dunkel vorschwebt und wie aufklärende Einsicht es fordert.

Sehet da, meine Freunde, in kurzen und scharfen Umrissen die Erweckung des philosophischen Gedankens und sein Ergreifen von Aufgaben (Problemen), wie sich diese aus den Klängen der Dichtung und den Erfahrungen des täglichen Lebens entwickeln und je mehr und mehr, von dem zeit- und ortgemäßen ausgehend, sich erweitern. Es kann wohl sein, daß sie ein anderer anders aufstellt, denn ein jeder sucht auf seine Weise zu den Problemen der Philosophie das Selbstdenken hinzuleiten; doch scheint mir die entworfene Darstellung die einfachste und natürlichste zu sein und sich gleichsam wie von selbst darzubieten. Vielleicht auch dürfte es sich zutragen, daß mancher die aufgestellten Probleme gar nicht einmal als solche anerkennt, da sie weder sein Bild tragen, noch auch von ihm contrasignirt sind. Indessen beruhige ich mich mit dem Gedanken, daß diese Vorträge ihrem Zwecke nach ja gar nicht gemacht sind, damit etwas durch sie gelernt werde, sondern nur Vorübungen zu eigener Erfindung sein sollen. Sie mögen Ihnen daher Anlaß geben, diesem Entwurf weiter nachzudenken! Groß aber sind jene Fragen und erhaben die Idee, die alle diese philosophischen Bestrebungen leitet, und wir wollen sie weder mit Gleichgültigkeit noch seichtem Spott ansehen. Der Spötter thäte besser, seine Kräfte, deren Ueberfülle ihn drückt, zur Anwendung und Ausführung der Idee anzuwenden, als

diese selbst lächerlich und somit verächtlich zu machen. Denn auch der Spott, ist er rechter Art, ruht auf der Idee, ist er es nicht, so gehe er auf die Straße und vergnüge den Pöbel und muthwillige Buben, die ihm ihren Beifall nicht versagen werden, nur in das Reich der Philosophie dringe er nicht ein, wo ihm das Bürgerrecht mangelt.



III.

In der vorigen Stunde habe ich einen Entwurf von den Hauptaufgaben des Philosophirens zu machen versucht. Ich führte die Grundzüge desselben auf die Gegenstände zurück, die sich dem betrachtenden Menschen sowol äußerlich als in seinem Inneren darbieten und ihn zu Fragen reizen, die über die täglich vorübereilenden Erscheinungen hinausreichen. Dabei fand sich, daß der Mensch nicht allein seine ersten Bedürfnisse befriedigt haben müsse, ehe das Leben der Betrachtung in ihm erwacht, sondern daß dieses auch nur in einer geordneten Gesellschaft, in der er aufwächst und erzogen wird und deren geistiges Band Sprache und Gesetz ist, feste Wurzel fassen kann. Endlich zeigte sich noch, daß eine Summe von Lebenserfahrungen, geschichtlichen Erinnerungen und eine dichterisch verklärte Weltansicht, nach Zeiten und Lagen bei den einzelnen Völkern verschieden, voraufgehe, ehe die Betrachtung zur wissenschaftlichen Forschung schreite, daß also alle Aufgaben der Philosophie sich in einem bereits gebildeten Leben entwickeln. Die Aufstellung sowol als die Auflösung dieser Aufgaben der Philosophie, die uns hier noch, wie auch anfänglich den Alten,

den Kreis aller wissenschaftlichen Bestrebungen umfassen, bringt uns den Gegensatz zwischen Leben und Wissenschaft so wie zwischen Leben u. Schule. Diese Gegensätze zu erläutern und nach allen ihren Seiten darzustellen, soll der Vorwurf gegenwärtiger Stunde sein. Zur Erzeugung der Einsicht in dieselben werde ich an mehrere Punkte die Betrachtung anknüpfen, im Gemüthe des Hörers aber mögen sich die einzelnen Glieder zu einem ganzen Bilde, wie es das anschauende Auge auf einmal umfaßt, nach einander vereinigen.

Wenn wir den Gang der Weltgeschichte durchlaufen, so kann sich uns leicht die Frage aufdrängen, wer sind wohl die größten Wohlthäter des Menschengeschlechtes gewesen? Diese Frage entsteht uns nämlich bei der Betrachtung des Wechsels menschlicher Dinge und des mancherlei Looses der Zeiten und Völker, was uns bald mehr bald weniger gefällt und wofür wir die Ursachen suchen. Es ist aber vor allem klar, daß wir wenn irgend wo hauptsächlich in der Geschichte bei Angabe der Ursachen fehlen können, so dann auch, daß unsere Entscheidung über jene Frage von der Meinung, die wir uns von den Zwecken des menschlichen Lebens und Strebens machen, abhängen wird. Es werden mithin nicht allein über die Zustände des Lebens verschiedener Menschenalter und Menschengeschlechter die abweichendsten Urtheile gehört sondern die Ursachen auch von andern anders angegeben. So preist dieser griechi-

sches Volksleben und römische Bürgertugend, welche jener verwirft und nur von germanischem Mittelalter etwas hält, es werden auch nicht wenige sein, die sich als Verfechter des neueren Zeitgeistes aufwerfen, indem jeder die Fehler anderer Zeiten zur Rechtfertigung seiner Vorliebe stechend hervorhebt. Ja in einem Anfalle übler Laune dünkt uns wohl die ganze Geschichte kleinlich und verächtlich und keine Zeit will uns befriedigen. Es war keine Kunst auf den Straßen und Uebungsplätzen Athens sich zu erheitern oder kräftigen, schönen Knaben nachzulaufen, Künste und gelehrtes Gespräch zu lieben; was hatte der edele Bürger für Noth und Sorge und wen zu fürchten als nur den Schmerz und den Tod und etwa noch den Neid eines Nebenbuhlers und den Uebermuth des Volkes. Eingesperrt war die Frau, und Sklaven erwarben den Unterhalt. Selbst die römische Mannheit und Stärke zeigte sich einzig in beschränkter rauher Sitte und entartete zu grausenhafter Leidenschaft und Unbändigkeit der Begierde, die mit launenhaftem Uebermuthe Griechen und Barbaren überwältigte. Und das gepriesene Mittelalter: wieder nur Herren und Knechte, eine herrliche Zeit für Junker und Pfaffen, gelehrte und galante Spiegelfechtereien, viel Sünde und viel Vergebung! Und nun erst die neuere Zeit, welch ein Krämervolk und Tagelöhnergeschlecht mit seinen Ordensbändern und bunten Jacken, Findelhäusern und Lebensversicherungs-

anstalten, seiner Romanleserei und Ueberfeinerung, seiner Kriecherei und Aufpasserei. — Kommen wir dann auf die Ursachen, so nennen bei Angabe der Gründe dieser abweichenden Lebensarten, als höchste ursachliche Momente, die Einen den Zufall, welcher den Lauf der Weltgeschichte bestimme, oder das Schicksal, das nach ewigen Gesetzen das Werden und die Entwickelung der Dinge in sich trage und die Welt regire oder, wenn sie frömmer sein wollen, die allwaltende Vorsehung, die sie nicht selten unter dem Bilde einer Erziehung des Menschengeschlechts darstellen, wie wenn ein Vater seinen Sohn so erzöge, daß er dem Entlassenen zuriefe: Lauf Bursche, wohin dich Lust und Zufall treiben, alles was dir begegnet, ja wenn dich hungern sollte, das dient zu deinem Heile, je mehr du Hunger gehabt hast, desto besser wird dir auch schlechte Kost behagen. Die Andern aber, welche eine physikalische oder pragmatische Erklärung vorziehen, finden bei Angabe der Ursachen in Himmel und Erde, Naturanlage der Völker oder einzelner Menschen genügende Thatsachen, um jene Erscheinungen aus ihnen zu begreifen.

Indessen wie uns auch der Geist der Zeiten und der Geschichte gefallen oder mißfallen, wie sehr auch Natur oder Schicksal den Bestrebungen der Menschen hinderlich sein und der Zufall sein unerklärliches Glücksspiel treiben mag, so sind doch jene Bestrebungen das Werk des selbstbewußten, mit Ueberlegung

und nach Zwecken handelnden Menschengeistes, dessen Entwickelung eben deshalb den Begriff einer Geschichte erzeugt hat, und diese Zwecke erheben sich gar bald über die Befriedigung des Bedürfnisses, das die Erhaltung des eigenen Daseins und die Sicherung desselben im Zusammenleben mit andern betrifft. Er besteht den Kampf mit der Natur, die ihn mehr unterdrückt als begünstigt, noch mehr den Kampf mit seines Gleichen um Wahrheit und Recht. Daher entstanden, wie wir ausgeführt haben, Staaten mit ihren mannigfachen Formen in Gewohnheiten, Gebräuchen und Sitten, mit ihren Gesetzen, Gerichten und Verfassungen und allen Anstalten zur Sicherung der Wohlfahrt und des Verkehrs, in denen wie in ihren Sprachen die Völker Geist und Charakter abdrücken. Wir sehen daher auch die Weltgeschichte nur als das Werk des sich entwickelnden, menschlichen Verstandes an, so sehr auch der Gang und Fortschritt desselben im Ganzen auf unauflösliche Fragen führt. Wenn es nun besser ist in reger Thätigkeit zu leben als in gedankenlosen Gewöhnungen und Befriedigungen augenblicklicher Bedürfnisse, diejenige Thätigkeit aber am höchsten zu schätzen ist, die nach den edelsten Zielen strebt, so wird uns wie den unbefangenen Geschichtsschreiber zwar jedes wirkliche Volksleben in seiner Eigenthümlichkeit ansprechen, doch derjenigen Männer Streben vorzüglich der Palme werth scheinen, die mit inne-

rer Lebendigkeit und Kraft zugleich Reinheit des Willens verbinden, mag nun der Erfolg dem Streben entsprechen oder nicht. Denn würde dieses nach jenem beurtheilt, wie Menschen gewöhnlich am liebsten den Maßstab des Urtheils vom Erfolge entlehnen, so würde alles Verdienst dem Menschen, dem es doch gebührt, entrissen und dem Zufall oder einem misgünstigen Geschicke zugewandt, oder man müßte sagen, es steht eben noch ein höherer Wille über dem menschlichen. In unseren Augen kommt allein das Streben und die in demselben angewandte Kraft in Betracht, soll überhaupt von menschlichem Verdienste die Rede sein können. Allein jedes Handeln so wie dessen Beurtheilung hängt von der Einsicht ab und so erkennen wir endlich nur der von richtiger Einsicht zum Guten geleiteten Kraft den höchsten Werth zu. Wie sehr wir daher auch den Ideen des Guten, dem Recht und der Tugend die Herrschschaft wünschen und erringen, auch der Schönheit huldigen mögen, so haben wir doch immer nur jene Tugend, jenes Recht, so wie jenes Schöne, wie sie uns erschienen sind, vor Augen und es fragt sich gar sehr noch, ob sie die wahren Urbilder erreichen. Da also der Gedanke jederzeit der That vorauseilt, so leuchtet von selbst ein, daß die Einsicht allein das führende sei, und daß nur derjenige, der uns die reinere und hellere Erkenntniß darstellt, unsere Gesinnung, unsere Handelsweise, unser ganzes Leben umgestalten werde.

Blickt nur in die Geschichte und die Wahrheit dieser Behauptung wird sie euch hinreichend bestätigen. Es trägt sogar meistentheils jede mit Geist geschriebene Geschichte selbst vergangener Zeiten, ja jedes Urtheil sogar, das über den Werth früherer Zeiten gefällt wird, eben so sehr das Gepräge der Gegenwart und ihres Verfassers, als sie uns ein Bild oder Gemälde der Vergangenheit darstellt. Daher ist jede folgende Zeit, zumal wenn sie eine umkehrende ist, ihrer Vorgängerin größte Feindin, eben der neugewonnenen Einsicht wegen. Diese Einsicht also und die ihr vorschwebende Idee der Wahrheit ist das fortbildende in der Menschengeschichte, sie ist es, welche nach ihrem Compaß das Steuerruder derselben führt. Sie weiß sich die Natur, die so weit entfernt ist, eine Wohlthäterin der Menschen zu sein, daß sie gar oft die Werke derselben zerstört und was jene durch den Fleiß von Jahren hergestellt, oft in wenigen Stunden vernichtet, durch die Kenntniß ihrer Gesetze zu unterjochen und den fortwährenden Kampf, den der Mensch mit ihr zu bestehen hat, so zu leiten, daß ihre eigenen Kräfte sie selbst bekämpfen. Sie gründet, befestigt und erhält oder zertrümmert Staaten und Gesetze; sie schützt Sitten und Gottesverehrung, aber mit gleich fertiger Hand reißt sie die alten Tempel ein, um Kirchen aus ihren Trümmern zu bauen und bald achtet sie auch diese nicht mehr, um Gott nur im Geist und in der Wahrheit zu verehren. Dieselbe hält endlich

die Gesetze in allgemeinen Regeln fest und giebt somit den Leitfaden für alle Ausübung und Handthierung oder die Praxis. Wer sind nun dieser Betrachtungsweise zu folge die größten Wohlthäter des Menschergeschlechts? Es sind diejenigen, die uns dieser Einsicht entgegenführen, die von der Wahrheit geleitet, den stets regen Trieb der Forschung in sich pflegen und im Dienste der Wissenschaft das Leben nach ihr zu gestalten suchen; also eigentlich die unruhigen Köpfe, die dem Bestehenden abhold stets neuer Dinge begierig sind. Aber, wird man sagen, können solche Ruhestörer, die nur Krieg und Streit und Verwirrung bringen, Wohlthäter genannt werden, sind dieses nicht vielmehr die Beschützer und Erhalter des Friedens, die den Wohlstand fördern und die Ordnung bewahren? Ja so sprechen Gewohnheitsmenschen oder Egoisten! Wer eigenen Geist kennt und im Stande ist von selbstsüchtigen augenblicklichen Interessen abzusehen und seinen Blick auf die Ausbildung der Menschengattung zu richten, wird weder vor jener Behauptung erschrecken noch sich weigern sie einzugestehen. Wie aber nennen sich diese Unruhstifter? Im Alterthume, wo alle Wissenschaft noch mehr an Ideen sich hing, nannten sie sich Philosophen, jetzt kommt ihnen der Name der Gelehrten zu und mit Recht, wenn sie nur philosophischer Geist beseelt. Diese sind, sie mögen nun an der Spitze der Staaten stehen, wie Platon wollte, oder nicht, die Herr-

scher, und vielleicht war das auch der Sinn des Stoischen Spruches, der Weise allein sei König! Sie bilden allmählich den Volksgeist, bestehen den harten Kampf mit der öffentlichen Meinung und leiten herrschend dieselbe, so verborgen und still auch ihre Wirkung und so geistig ihr Reich sein mag, und zwingen Hierarchie und Despotismus auf ihre Aussprüche zu achten.

Ich habe Sie nun auf den Standpunkt geführt, von dem aus Sie den Gegensatz zwischen Leben und Wissenschaft, der als eine nothwendige Folge der aufgestellten Ansicht erscheint, einsehen und in seiner ächten Bedeutung auffassen können. Von ihm aus, der gar bald sich als der von Leben und Schule gestaltet, erhalten wir Licht über zwei zweifelnde Fragen, die sich hier leicht einfinden können. Die erste betrifft den Werth der Wissenschaft überhaupt, die andere das Verhältniß der Theorie und Praxis.

Jene erste Frage über den Werth der Wissenschaft, die von vielen aber von niemand so gründlich und in solcher rednerischer Fülle behandelt worden ist als von J. J. Rousseau, gehört zu den Paradoxien der neueren Zeit und steht in ziemlich grellem Abstich mit den Lobsprüchen, welche die Alten den Beschäftigungen mit den Musenkünsten ertheilten, wie wir sie unter andern aus der Rede des Cicero für den Archias kennen. Wir stehen aber sehr bald bei ihnen, wenn wir die unschuldigen, einfachen Sitten roher Völker, zu-

mal wenn wir uns dieselben nur vor der Einbildung vergegenwärtigen, ohne sie vor der Anschauung zu haben, mit der von der Cultur übertünchten Unredlichkeit und den feinen Lastern gesitteter vergleichen, und dabei den Maßstab einer sinnlichen Glückseligkeit als letzten und höchsten Zweck des menschlichen Lebens anlegen. Die Unschuld ist freilich ein köstlich Ding, nur leider, daß sie so bald sich verführen läßt; denn, ist den Rabbinen zu glauben, so sündigten Adam und Eva, die am Morgen, die Eva wenigstens, geschaffen wurden, schon am Nachmittag, so daß, als der Herr in der Kühle des Abends lustwandeln ging, sie beide schon Ursache hatten sich zu verstecken. Das eigentliche Unglück aber ist, daß der Mensch überhaupt Verstand hat, der ihn nicht ruhen läßt sondern zur Thätigkeit wie zum Nachdenken stachelt und die Neugierde reizt. Daher kam es auch, wenn wir schwachen Vermuthungen zur Aufklärung der biblischen Exegese trauen dürfen, daß eben jener Adam mit viel Ueberlegung, als er sich genöthigt sah, den Garten Eden zu verlassen, zu Pferd aus demselben ritt, Eva eine Kuh hinter sich zog, und ein munterer Spitz das Ehepaar begleitete. Denn schon ihre Kinder trieben, wie die heiligen Urkunden melden, Kain den Ackerbau und Abel die Viehzucht.

Es kann dem Gesagten zufolge die Frage nicht gestellt werden, was nützen die Wissenschaften, diese Früchte des Geistes, sondern was ist

das Bewegende im geistigen Leben der Menschen? Da findet sich denn, daß es nicht blos die sinnlichen Triebe sind, die den Menschen treiben, sondern er will Thätigkeit üben und schaffen, nicht vom Bedürfniß allein getrieben sondern als Zeitvertreib und weil ihn das Werk erfreut, er ahmt nach und macht allerlei Versuche, dabei kommt er zur Besinnung und diese führt ihn zu stiller Betrachtung. So stehen wir wiederum bei der Wissenschaft ohne zu wissen wie, und so wird es auch wohl immer bleiben. Jene Phantasien des unschuldigen Schäferlebens sind wie die Träume eines künftigen tausendjährigen Reiches, sie liegen beide außerhalb der Weltgeschichte. Das Laster und das Verbrechen wohnt neben Unschuld und Tugend wie das keck wuchernde Unkraut neben dem langsam reifenden Weizen. Wen sollte nicht die Frische und Keckheit des Mutterwitzes oder eine geistreiche gedankenvolle Rede mehr erfreuen als ein dumpfes Hinbrüten in ebenbürtiger Gesellschaft der Thiere unter dem Schatten der Bäume, spärlich genährt von ihren Früchten und täglich von Liebe girrend, wie diesen Zustand weichfühlende Dichter besingen.

Doch diese Rede gegen die Wissenschaften und gelehrte Bildung ist auch nicht so ernsthaft gemeint, vielmehr nur eine Declamation, welche zeigt, daß die Wissenschaften die Waffen, welche sie darreichen, auch gegen sich selbst wenden können. Wir verlassen also diesen Punkt und wenden uns zu dem zweiten, dem

Verhältniß der Theorie zur Praxis, das wohl oft dem Gegensatz von Leben und Wissenschaft gleichgestellt zu werden pflegt. Man spricht nämlich von Theorie und Praxis so, daß man unter jener die Erkenntniß der Sache, unter dieser nur ihre Ausübung versteht. So wäre ein theoretischer Arzt nicht der, welcher keine Praxis hat, denn es mangelt ihm vielleicht daran, weil er auch keine Theorie hat, sondern der, welcher die Regeln seiner Wissenschaft im Kopf hat, und ein praktischer der, welcher die Heilkunst jenen Regeln gemäß in vorkommenden Fällen ausübt. Ist denn nun wirklich zwischen beiden eine solche Kluft und laufen sie gesondert so neben einander, daß das Leben der Wissenschaft entbehren könne? Zum andern, was will Mephistopheles sagen, der sich sich im bildlichen Ausdruck so äußert: „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, Und grün des Lebens goldner Baum.“ Und endlich ist jener Gemeinspruch wahr? „Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis.“ Ist in den beiden letzten Aussprüchen nicht sogar ein gewisser Tadel der Theorie enthalten, die wir doch so hoch gestellt haben? Um uns darüber zu belehren, wollen wir das angezogene Verhältniß noch näher beleuchten und zweierlei erörtern.

Es leidet erstlich keinen Zweifel, daß That und Handlung das Ziel ist, auf das sich alle übrigen Lebensäußerungen wie bei den Thieren, so auch beim Menschen beziehen. Man kann sagen, es

mache dieß die Natur seines Wesens aus oder diese seine Natur sei Folge jener Anlage, je nachdem man das eine oder das andere zum ersten macht. Nur in den Aeußerungen der That kann der Mensch sein Dasein erhalten und sich innerlich gestalten; allein es sind nicht die ersten, in denen er zu einem selbstständigen Leben erwacht. Lust und Begierde stecken ihm erst die Ziele seines Strebens und Erkenntniß giebt ihm dabei die Leitung und Richtung. Zwar sondert nur so der unterscheidende Mensch und reißt Erkenntniß gewaltsam von der That ab, auch fallen bei unbesonnenen Handlungen wie im thierischen Leben sämmtliche Aeußerungen in einen Moment zusammen, wir sehen hieraus denn aber doch sowohl die Wichtigkeit einer hellen Erkenntniß, wie sie sich im überlegenden Entschluß bei charaktervollen Menschen zeigt, als auch ihre Grauheit, wie der Dichter spricht, wenn sie keine Früchte im Leben und fürs Leben trägt, denn non scholae sed vitae discendum est. Kein Streben kann also der Erkenntniß entbehren, der Tadel derselben trifft eigentlich nur ihre Getrenntheit von Leben und That und nicht sie an sich selbst; wenn der Dichter nicht etwa nur sagen will, es ist viel lustiger zu lieben als zu denken, dieses trocknet aus, jenes erregt das ganze Leben, was in den Zusammenhang sehr wohl paßt, denn da sieht man doch wo und wie. Auch sagt derselbe an einer andern Stelle: „Die welche singen und küssen mehr als die tiefgelehrten wis-

sen." Das also wäre der finsteren Rede lichter Sinn! Was man daher müssige Speculationen nennt, ist sehr nach den Umständen zu beurtheilen; man darf mit den Benennungen idealischer Träume, leerer Ideale und Phantastereien nicht zu freigebig sein. Daran schließt sich die Berichtigung jenes Gemeinspruches, das mag in der Theorie richtig sein taugt aber nicht für die Praxis, sehr genau an. Denn entweder ist, wie dieß Kant ausgeführt hat, die Theorie falsch oder unvollständig und dann taugt sie freilich nichts für die Praxis und in diesem Sinne kann man allerdings sagen, daß die Theorie tagtäglich durch die Praxis widerlegt werde, oder sie ist richtig und dann muß sie auch in der Anwendung gelten, wenn man nur die gehörige Geschicklichkeit, Kenntniß der Fälle und eine geübte Urtheilskraft besitzt; es liegt also nur an Unbeholfenheit oder Dummheit, wenn sich die Praxis der Theorie nicht fügen will. Daß aber die Theorie richtig sein soll und man sich dennoch genöthigt sehe, bei ihrer Ausübung tagtäglich Ausnahmen von ihren Regeln zu machen, daß es also zwar ganz richtig sei zu sagen: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten", man sich aber im Handeln fortwährend es doch zu thun die Erlaubniß nehmen müsse, das ist ein innerer Widerspruch, der aber nicht die Theorie an sich sondern nur ihr Verhältniß zur Praxis betrifft und zwar so, daß die Theorie unbedingt fordert es solle ihr gehorcht werden. Man

will also eigentlich die nackte Wirklichkeit, ohne des Geistes leitende Gedanken. Was wäre aber ein Leben ohne Ideale;

Dieß führt uns auf die **zweite** Erörterung, nämlich die Frage: Wie tritt der Mensch handelnd auf oder wie geht der Gedanke ins Leben über? Die Weise, wie dieß geschieht, kann man sich nur zweifach denken, entweder ich behandele die Natur oder andere Menschen oder mich selbst. Die Natur kann ich nur behandeln durch meine Hände und durch sie mit der Kraft meines Körpers, weswegen auch Anaxagoras nach dem Zeugniß des Aristoteles sagt: weil er Hände habe sei der Mensch das verständigste der Thiere; andere Menschen durch sinnlich vermittelte Rede und Schrift belehrend oder befehlend, mich selbst durch Selbstbeherrschung. Aus diesen Weisen erzeugen sich nun die mannigfachsten praktischen Talente, wie sie in Geschicklichkeit, Kunst und Charakter uns täglich im Leben erscheinen und ohne welche die Einsicht nicht viel sagen will, wie wir dieß ebenfalls mit Beispielen belegen können, da so oft Unbeholfenheit, Ungeschick, Schwäche der Thatkraft, ja gänzliche Unkenntniß aller Verhältnisse des bürgerlichen Lebens besonders dem Stubengelehrten der neueren Zeit ankleben. Ganz besonders will ich unter den genannten den Mangel an Charakter hervorheben; der bildet sich nur im Leben, d. h. im Umgange mit mancherlei Menschen und nicht hinter Büchern im engen Raume der Stube. Der Mensch erkennt sich

nur im Menschen, nur das Leben lehrt jeden, was er sei und was andere. Hier gilt denn wohl auch, obgleich in anderer Beziehung, vorzüglich das obige Dichterwort. Es hat daher auch Aristoteles mit Recht neben Platons von Sokrates ererbter Lehre, die Tugend beruhe auf Einsicht, eine andere gestellt, die sich ausspricht: Die Tugend ist eine doppelte, die eine ist eine Verstandestugend, die andere eine Sittentugend, jene beruht auf Einsicht, diese auf Uebung oder Gewöhnung; nicht der ist tugendhaft, der etwa weiß was Tugend ist, sondern der sie übt. Aber trotz alle dem dient doch die Hand dem Willen und der Wille folgt der Einsicht, so wie die Rede, sie sei belehrend oder befehlend, doch nur ein Ausdruck der Erkenntniß ist. Denn sagt mir, wer bestellt das Land, wer treibt Gewerbe, wer baut Häuser, mißt die Felder und leitet die Schiffe? Allerdings die Hand, die Kraft und Geschicklichkeit besitzt, aber immer nur so weit, als sie gelehrt ist und diese Lehre ist fast immer ein fremdes Geschenk; ja die höchste That, die Gesinnung der Tugend, steht doch unter der aufklärenden Einsicht. Wenn wir daher den Unterschied von Freien und Knechten hier anwenden wollen, so sind die Freien alle die, welche an Veredelung des eigenen Geistes und und der Menschheit arbeitend der Einsicht dienen, ob sie nun der Betrachtung allein obliegen oder werkthätig im Leben auftreten. Die Wissenschaft nähert sich aber von zwei Seiten her dem Leben,

indem sie dasselbe entweder durch Kenntniß der Naturgesetze oder in Bestimmung des Rechtes und in Pflege edeler Gesinnung leitet. Knechte aber sind die, welche nur als Handlanger und Werkzeuge im Getriebe menschlicher Thätigkeit wirksam sind. Immer edler und freier muß sich daher ein Leben gestalten, wo diese Zahl abnimmt. Weit gefehlt also, daß unsere Zeit eine mechanische zu nennen ist, weil in ihr nicht Menschen wie sonst, sondern Maschinen Sklavenarbeit verrichten und Dampf die erste Treibkraft ist, so liegt vielmehr in geschickter Benutzung der Werkzeuge, Kräfte und Maschinen ein besonderer Vorzug und verdient sie Tadel, so möchte es eher der sein, daß sie beinahe keinen anderen Geist anerkennt als den Spiritus, keinen Werth als den des Geldes und eine Prima Sorte von allen Colonialwaaren hat, nur leider nicht von volksthümlicher Gesinnung. Doch wir sind aufgerüttelt worden und huldigen wenn auch in bescheidenem Dienst den Ideen, und dazu mitzuwirken ist auch unser Beruf; ein neu aufblühendes Geschlecht ist aber immer der Boden, wo neue Ideen reifen, wenn der Sinn für sie geweckt wird.

Dieser letzte Gedanke mahnt mich die Darstellung von noch einer Seite zu beginnen. Aller Besitz erbt fort und wird veräußert. Die Summe des Wissens, die zu einer Zeit in den Völkern umläuft, ist auch ein Besitz, wenn auch der geistigste, er ist ihr Gesammteigenthum, wenigstens hat jeder

Anspruch daran, wie an die Luft, die ihn umweht und das Licht, das ihm leuchtet. Doch ist es vorzüglich der Stand der Gelehrten, welcher im Besitze der Einsicht und vorzüglicher Weisheit ist. Früh schon sonderte er sich als der Sitz eines höheren Lebens ab und ward unter mancherlei Gestalten das nicht immer anerkannte Haupt der Gesellschaft, von welchem aus in alle ihre Theile Lebenskraft strömte. Zwar werden, seit dem der Funke im Menschengeschlechte erwachte, durch Beispiel und Erziehung, durch alle geselligen Formen in Staat und Kirche, Kenntnisse und Einsichten vererbt und jeder Einzelne nimmt an diesem großen Werke der Selbsterziehung des eigenen Geschlechts als Knecht oder als Herr, wie ihm sein Loos fiel, Theil; doch bedarf das Schiff zu sicherer und beabsichtigter Fahrt einer leitenden Hand. Und diese ist ein besonderer Stand der Wissenden; — so sind Leviten und Propheten, Priester, Weise, Philosophen und Dichter, Mönche, Kleriker und Scholastiker, endlich ein besonderer vielfach getheilter Gelehrtenstand die Träger, Inhaber und Fortbildner der Gelehrsamkeit gewesen — er hat aber sein Bestehen in der Gründung von Anstalten für die Forterbung der Wissenschaft von Geschlecht zu Geschlecht. Die Formen dieser Ueberlieferung sind Schule und Schrift; es entsteht daher der Gegensatz zwischen Schule und Leben, welcher dem obigen zwischen Ausübung und Einsicht verwandt ist, nur noch die Fortpflanzung

der letzteren hinzubringt und den Geist fest zu halten strebt. — Wie wir nicht wissen, wie dieses wache Leben anfing, so sagt uns auch kein Sterblicher, ob und wie es enden wird. Der Einzelne tritt nur zu bald von der Bühne ab, aber der Gedanke, den er in seinen Worten und Werken niederlegte, geht auf andere über und so bleibt der Geist, den der Vorwelt Männer mit Heldenkraft anzogen, ein Erbstück der späteren Nachwelt. Sollte nicht, wie in der Erde Umläufen um die Sonne die wärmende Kraft derselben den Wechsel der Jahreszeiten an ihr hervorruft, Leben blüht und welkt, ja wie selbst Tag und Nacht an ihr wechseln, so auch die Weltgeschichte ihre Perioden haben, sie mögen nun beruhen, worauf sie wollen, in denen eine allgemeine Erschlaffung des Geistes sichtbar wird? Denn wer sagt uns, ob unsere Geschichte wirklich so jung sei, und ob nicht Asien schon früher einmal das Loos betroffen habe, das wir an Rom und Griechenland kennen? Sollte dieß aber auch der Fall sein, so hat zwar ein Volksleben abgeblüht — denn wie es durch Schicksal und Bildung fortrückt, so geht es wohl auch durch beides unter — aber ein wenn auch schwacher Ueberrest seiner Bildung erhält sich als Keim zu neuer Anregung und so ist Unterricht und Schule durch Ueberlieferung und Schrift das große Bildungsmittel unseres Geschlechts und der Quell vieles Guten. Aber auch manches Uebels wird sie von vielen Stimmen beschuldigt und tritt so

dem Leben wiederum schroff entgegen. Welche Anklagen sind denn das? Man sagt: „Die Schule sei die Wiege der Mittelmäßigkeit, sie unterdrücke das Genie statt es aufzurichten und entfremde dem Leben.“ Diese Vorwürfe sind ungerecht; alles in der Welt hat seine Regeln und wenn freilich der eine des Sporns bedarf, um nur zur Mittelmäßigkeit zu gelangen, so gewiß auch das Genie des Zaumes, d. h. der Bildung, um kein Herold der Schwärmerei und des Unsinns zu werden. Sollte aber etwas dem Leben entfremden, so ist es nur Mangel der Urtheilskraft, des Mutterwitzes, den keine Schule geben kann, oder der Uebung, die nur die Anwendungen des täglichen Lebens darbieten, da der Verstand bisher nur durch Auswendiglernen der allgemeinen Regeln angestrengt wurde. Der andere Vorwurf, zum Theil im Obigen enthalten, ist wahrer; er lautet: „die Schule überliefert den Buchstaben und tödtet den Geist.“ So schleppen wir uns mit den Irrthümern aller vorigen Jahrhunderte, nur weil sie alt sind. Statt den Plunder von Dogmatik über Bord zu werfen, dient er der Gelehrsamkeit als Ballast; statt die Gesetzgebung auf einfache Principien zurückzuführen, freut man sich durch geschichtliche Forschungen den Inbegriff der Rechte zu einer Last, für hundert Kamele zu schwer, auch eine Bürde für den Bürger, anwachsen zu lassen; statt aus eigener Weltanschauung zu dichten und aus eigener Brust

zu singen, hören wir das Echo schwacher Nachahmungen des Fremdländischen ohne volksthümlichen Geist, und stellen solche Nachahmungen oft höher als eigene Schöpfungen; statt selbst zu forschen, sammeln und vergleichen wir den aufgespeicherten Vorrath alter Meinungen, wenn ihre Unhaltbarkeit auch längst eingesehen ist; statt endlich in der Muttersprache schön und vernünftig zu sprechen, halten wir es für vornehmer, uns in Tönen mit einander zu unterhalten, deren richtige Aussprache wir nicht einmal kennen und deren ganze Art und Weise der Bezeichnung dem aus unserer Ansicht hervorgegangenen Gedanken widerstrebt. Nicht durch die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften bekam Deutschland seine Literatur sondern als man anfing in deutscher Zunge, die allein zum Herzen drang, nicht blos, wie es doch eigentlich immer geschah, zu denken, sondern auch zu lehren und zu schreiben. — Doch diese Fehler sind nicht nothwendig und nur aus der geschichtlichen Entstehung unserer Bildung hervorgegangen. Die Schule diene uns nicht allein zur Nachahmung, sondern neben der Anregung zur Nacheiferung und zu eigener Erfindung, damit kommende Zeiten auch von uns wie wir von früheren belehrt werden. Und in der That werden sie es auch! Wir hatten aber einen schwereren Stand als die Griechen, uns drückte der Buchstabe und das geschriebene Wort mit bleierner Schwere, und dennoch wälzten wir diese Last von unseren

Schultern und wodurch? Es war der philosophische stets zur Selbstständigkeit strebende Geist, der, wie er ursprünglich die Wissenschaften erfand, durch sie das menschliche Leben bildete und regierte, auch der einzige Compaß auf der hohen See der Gelehrsamkeit wurde; durch ihn allein leistet Schule dem Leben gegenüber das, was sie leistet.

Dieser philosophische Geist wird in keine einzige Wissenschaft eingefaßt sondern verbreitet sich über alle; er hat uns bisher bei Aufstellung der Probleme geleitet und giebt uns eine sichere Führung bei der Beurtheilung dieses von uns behandelten Gegensatzes von Leben und Wissenschaft. Erlauben Sie mir daher ein ermunterndes Wort in Bezug auf uns alle, die wir den freien Gedanken durch Bildung erlangen wollen. Wie wir den Flügelschlag der Zeit nicht gewahr werden, die mit reißender Geschwindigkeit an uns vorüberrauscht, so schwebt der Gedanke an unserem Bewußtsein mit dem Pulsschlage vorbei, der ihn begleitet, aber die Sprache faßt ihn und verbreitet ihn, die Schrift giebt ihm eine ewige Dauer. Wir gehen nun in die Schule aller früheren Jahrhunderte, alle Schätze der Weisheit liegen vor uns ausgebreitet, ein großes Waarenlager alles dessen, was Geist und Tiefsinn ausdachte, was Erfahrung lehrte, der Dichtung wundersame Künstlerhand gestaltete. Wir sind eingeladen, an dem gemeinsamen Werke mitzuarbeiten, und stehen in der schönsten Zeit des Le-

bens und der für unsere Bestimmung und Tüchtigkeit im Leben entscheidendsten, der Zeit des akademischen Studiums. Der ersten Schulzeit entwachsen, bemächtigt sich jeder seiner Wissenschaft, wie ihn Beruf, Neigung und Schicksal führt. Lasset uns zugreifen, und die Zeit wahrnehmen, bald ist sie abgelaufen. Hören wir nicht oft den Gesang: „sie kehrt nicht wieder die goldene Zeit" daß sie auch nicht in der Erinnerung wiederkehrte mit dem Seufzer: o mihi praeteritos referat si Jupiter annos! Lasset uns zugreifen, um nicht gewohnheitsmäßig die Wissenschaft zu überkommen, sondern mit selbstständigem Geist und eigener Ueberzeugung, sei es nun um dem rechtlichen und gesellschaftlichen Leben zu dienen, oder der Belehrung und geistlichen Pflege, oder den mancherlei Zwecken des äußeren Lebens. Ueberall stehen Gelehrte den Geschäften vor, nur durch Gelehrte geht der Gedanke ins Leben über. Unser Leben mag immer ein alltägliches sein, aber der Gedanke der Wahrheit wird es verklären. „Wahrheit ist ein groß Ding stärker als Alles." Wie der Rubin die Glut des Feuers sich beilegt, der Diamant aber im reinsten Glanze des Lichtes strahlt, so durchglühe uns ein ewig jugendliches, reines Feuer, den Geist des freien und hellen Gedankens zu verbreiten durch lebendiges und kräftiges Streben. Sentimentalität oder Naivetät ist die Natur des Weibes, Kraft und Ernst des Mannes; den Kampf scheue niemand, denn im Kampfe erstarkt die Kraft.

Mit stiller Gewalt bricht der Geist sich seine Bahn. Frei wollen wir wenigstens sein im Denken und im Dichten, nach des Dichters Wort, im Handeln schränkt die Welt genug uns ein. Denn wenn das Salz dumm würde, womit sollte man salzen, das Salz der Erde aber sind die Gelehrten. — Das ist der Gegensatz zwischen Leben und Wissenschaft, Leben und Schule und nun fassen Sie ihn unter einen Blick. Sollte es mir doch gelungen sein, Sie für den Stand, den Sie ergriffen haben, zu begeistern dadurch, daß ich Ihnen den hohen Sinn, welchen Theorie und Schule für eine schöne und würdige Gestaltung des Lebens haben, aufzuschließen suchte!



IV.

In dem begonnenen Geschäfte, durch Aufstellung aller Verhältnisse, in welchen die Philosophie sich zeigt, den wahren Sinn und die Bedeutung derselben aufzuschließen, fortfahrend, werde ich mich in gegenwärtiger Stunde bemühen, Wesen und Zweck der Kunst und darin ihr Verhältniß theils zum Leben, theils zur Wissenschaft zu erörtern. Ich werde dabei dem Verfahren, das ich bisher befolgt, treu bleiben, nicht den Gegenstand zu ergründen sondern durch Aufweisung von Beziehungen, die Kunst, Leben und Wissenschaft gegenseitig haben, anregend in Absicht auf den Hauptvorwurf aller dieser Unterhaltungen zu wirken, der kein anderer ist als Weckung des Nachdenkens und Hinleitung zu dem innersten Quell und der tiefsten Wurzel aller Philosophie.

Es ist in dem Vorigen mehrmals die Rede gewesen von der Dichtung im allgemeinen und einer dichterisch verklärten Weltanschauung ins besondere, aus der, wie ich behauptet habe, jede ursprünglich erzeugte, d. h. nicht überlieferte Philosophie erwachsen ist. So bald diese jedoch erwuchs, nahm das Denken nicht nur eine andere sondern entgegengesetzte Richtung, indem es, von der Wahrheit getrieben, nach Einsicht strebte und

auf dem Wege der Beobachtung und Forschung zu einer Wissenschaft gelangte, die den Inhaber derselben auf einen Standpunkt stellte, der weit über dem lag, auf welchen das übrige in Bildern und Gleichnissen seiner Priester und Dichter träumende Volk noch stand. Dennoch bleibt nicht nur ein auf Mythologie gegründeter Cultus stehen, dem alle Künste huldigen und durch den sie wiederum ihre Bedeutung erhalten, sondern er ist es weit mehr als Gesetze und ernste strenge Belehrung, der die Menschen bezähmt und die Sitten sänftigt, durch Bändigung wilder und stürmischer Gemüthsbewegungen und Leidenschaften und durch die Gewalt, die das Zeichen des Göttlichen auf die Gemüther aller Menschen übt. Woher nun diese Erscheinung? Haben beide, Wissenschaft und Cultus mit der Kunst, nicht denselben Gegenstand? oder behandeln sie ihn etwa nur von zwei verschiedenen Seiten, so daß eine Nebenordnung beider Statt finden kann? Uns darüber zu belehren wollen wir zuerst der Entstehung der Künste nachgehen und aufsuchen, welchem Bedürfniß dieselben abzuhelfen suchten.

Wie der Anblick der Natur den Menschen zu Gedanken und Wissenschaften leitete, so rief denselben Fristung des Daseins und Bedürfniß zur That und zum Gebrauch seiner Hände auf, dieses seines vorzüglichen und ausgezeichneten Kennzeichens, in allerlei Geschicklichkeiten und Fertigkeiten. Es leitete ihn bei seinem Werke ein

Zweck und ihm gemäß ward es ausgeführt. Die ersten Bedürfnisse, denen er durch seine Thätigkeit abzuhelfen sucht, sind aber sich zu nähren, zu kleiden, zu wohnen, sich zu vertheidigen; es werden daher Viehzucht, Ackerbau und alle Arten der Jagd von ihm getrieben, es werden Kleider gemacht, Wohnungen gebaut und allerlei Geräthschaften des täglichen Lebens verfertigt. So ist das Leben die Schule der Thätigkeit und aller Gewerbe und Handwerke des gemeinen Lebens, und ihr Zweck erst Abwehr der Nothdurft, dann Bequemlichkeit, Behaglichkeit im geselligen Verkehr der Menschen unter einander, der ohne sie nicht bestehen könnte; indem dieses Triebwerk, welches wir menschliche Gesellschaft nennen, eben dieses vielfache und künstliche Eingreifen der mancherlei Arbeiten und Geschäfte nöthig macht. Die größere Geschicklichkeit, die geübt werden muß, und die tiefere Einsicht, auf die Kenntniß der Naturgesetze gegründet, fördert je mehr und mehr diese Werke. Diese Künste der Nothdurft sind die Grundlage aber auch nur der Anfang aller Bildung; mit ihnen allein begnügt sich indessen niemand. Der Mensch will Erheiterung und Erhebung des Gemüths, und erfindet zu jenen noch die freien und schönen Künste, sich zu belustigen und zu erfreuen. Die Entstehung derselben hat einen tieferen Sinn als die jener Kinder des Bedürfnisses. Zwar könnte man sagen, sie seien Kinder der langen Weile, die eintrete, so bald die Arbeit vorüber sei, sie huldigen

dem Sinnenreiz und angenehmer Lebenserregung, zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib. Das könnte man vielleicht vors erste eingestehen, aber wir begreifen dadurch noch nicht, wie sie denn aus dem Menschen hervorgehen. Wir sagen daher zuerst, alle diese Künste sind Ausdrucksweisen der Gefühle in sinnlicher Darstellung. Was ist es aber, was tiefer die Seele und das Herz, diesen Heerd aller Gefühle, erregt als Liebe, Achtung und Religion? und was anders erweckt diese als Anmuth, Schönheit und Erhabenheit, die sich uns gleichsam im Abbilde darstellen in der uns umgebenden Natur? Mit der Religion und der Liebe beginnt Dichtkunst und jede Kunst im Menschen. — Es erwacht der Menschengeist mit seinen Ideen am Anblick äußerer Gegenstände oder an seinen eigenen Schicksalen und die Natur wird ihm wiederum die Schule seiner Kunst; eben so nothwendig, wie er forscht, so dichtet er oder bildet er nach und die Gegenstände dieser Dichtung und Nachbildung sind dieselben, an denen auch sein Geist Stoff zur Forschung enthält.

Vor den offenen Sinnen des Menschen liegt in unendlicher Weite die Natur ausgebreitet da; ihre Lebendigkeit, üppige Pracht und Macht, der Wechsel ihrer Gestalten und Erscheinungen, das Spiel ihrer Bewegungen ergreift sein Gemüth und seine Einbildungskraft; er weilt bei der Beschauung, überläßt sich dem Eindruck, und spricht mit beurtheilender Lust, das ist schön, das ist erhaben, das ist göttlich, und behält die Bilder davon in seiner

Erinnerung. Wir wollen uns aber nicht nur dem Eindruck, den die Betrachtung dieser Gegenstände auf unser Gemüth macht, hingeben, wir wollen auch seine Allgewalt aussprechen, ihren Grund deuten und dadurch in seiner Anerkennung das Göttliche uns gleichsam näher bringen. So dichten wir, ehe wir denken, schaffen uns Kosmogonien und Theogonien, die sich als Mythologie vererben, und kleiden diese in eine unseren Gefühlen entsprechende Sprache der Anschauung und der Phantasie, weil alles Göttliche und Religiöse einen eigenen Ausdruck, eben so hinreißend und unausdenkbar als es sein Eindruck auf uns war, erfordert. Denn wo ist dieses Urschöne, was wir als Eigenschaft den Dingen beilegen und dem gemäß wir wieder unsere Phantasien gestalten? Es ist in uns und die Natur ist nur wie die Kunst die Darstellung, der Ausdruck. Wie aber wird dieß möglich? wie können Gestalt und Bewegung einen solchen Eindruck hervorbringen und bewirken? Darauf antworten wir: jene Gestalten und Bewegungen zeigen uns Spuren des Geistes, der gleichsam hinter ihnen und in ihnen auf eine verborgene Weise waltet und bald Liebe und Neigung, bald Furcht und Achtung einflößt. So wurde den Menschen die Natur, die ihren Sinnen allein Gegenstände vorführt, nicht nur das Abbild und die Darstellung des Ewigen und Göttlichen, dessen bloßer Gedanke im tiefsten Innern ihres Geistes schlief, sondern das Göttliche selbst, das in

allem leibt und lebt. Daher die Naturvergötterung, alle Arten der Vielgötterei und des Sternendienstes. Die eigene Lebenserfahrung ferner im Widerstreit mit uns selbst, im Verhältniß zur Natur und im Umgang mit anderen Menschen stimmt uns wie zur Freude, so zur Traurigkeit. Unser ganzes Leben wird bald das Gefühl der Begeisterung, wenn Liebe und Freundschaft es verklären und das Glück ihm lächelt, bald stille Ergebung und Demuth, wenn Schuld und Unglück es drückt, bald die Andacht und Anbetung erregen, wenn wir uns über Glück und Unglück, Freud' und Leid und Wechsel der Gefühle zur ewigen Verklärung aller Dunkelheiten und aller Zweifel erheben zum Vater der Geister. Diese Gefühlsstimmungen stammen wieder aus dem Innersten unseres Gemüths, werden an unsern Schicksalen erregt und führen uns, als auf religiösem Boden entsprossen, über die Gränzen des engen, sterblichen Lebens hinaus. Diese Gefühle nun, welche sein Verhältniß im Leben oder zur Gottheit betreffen, sucht der Mensch ebenfalls auszusprechen, bald im Jubel der Lust, bald in angstvollen Seufzern, das Uebersinnliche, welches er denkt, in sinnlicher Darstellung sich zu vergegenwärtigen, wiederum geleitet von den Ideen des Schönen und Erhabenen, denn eben in ihnen spricht sich das Unaussprechliche aus und darauf beruht ihre Bedeutung. — In allen diesen Erscheinungen liegt also zuletzt die Ahndung einer unsichtbaren Welt, wo der Schmerz aufhört und

die Sünde unbekannt ist, kein Bedürfniß uns treibt und drückt, im Hintergrunde. Wie die lebhaftesten Phantasien in der Dämmerung, im Rausch, im Traum die Farbe der Anschauung annehmen, so umschwebt uns schon hier in dem Zauber der Dichtung die Morgenröthe des ewigen Jenseits, und wie wir nur am Morgen zu träumen wähnen und am schönsten träumen, so wird uns unser ganzes Leben in Lust und Schmerz nur ein Morgentraum, aus dem uns der Engel des Ostermorgens für eine ewige Geisteswelt wecken wird. Diesen Traum und das Erwachen aus ihm zu besingen, tönte die Harfe auf Zion, griff der Grieche, von lebendigen und kräftigen Bildern und Gefühlen beseelt, in die Saiten seiner Leier, ihm rauschen die Orgeltöne der christlichen Gemeinde und ihm erheben sich die rauhen Stimmen hie und da der Wilden auf Ländern und Inseln, ja ihm jauchzt die ganze belebte Natur entgegen. In dieses Geheimniß und seinen Glauben ist eingeweiht, wem ein fühlendes Herz schlägt, reine Liebe und tiefe Sehnsucht das Auge verklärt und erhebt. Von den Ideen des Unsichtbaren getragen, dichten wir Ideale der göttlichen Menschheit und der menschlichen Gottheit, und glauben sie begeistert vor unseren Augen zu schauen, die Natur in ihrer Farbenpracht und Gestaltenfülle und ewigen Verjüngung wird uns ein Abglanz der übersinnlichen Ordnung der Dinge und die schönen Künste stellen sich als ein Chor von Priesterinnen an den Altar, um den

Preis desjenigen zu feiern, der seit Jahrtausenden das Weltall trägt, in die Zeiten und Räume den lebendigen Odem seines Geistes ausströmt und auch uns einst ein freies und ewiges Dasein bereiten wird. — Aus dieser Quelle entspringen alle Künste, wie man sie auch eintheilen mag, und aus diesem Bedürfniß erhalten sie ihr Leben und ihre Wichtigkeit. Haben wir aber einmal dieser Gesetzgebung unter den Ideen der Schönheit uns hingegeben, so wird uns das Gefühl des Schönen in allen Werken und Thaten bis in die kleinsten Beziehungen des Lebens begleiten und neben die wissenschaftliche sich eine ästhetische Bildung stellen.

Aus dieser Darstellung ergiebt sich nun folgendes. Jede Gestalt und Erscheinung der Kunst, nach Form und Ausdruck, wird sich der Welt- und Lebensansicht eines Volkes anschließen, und da diese auf der Mythologie und dem Cultus, den es in sich aufgenommen oder in sich erzeugt hat, ruht, so wird dieser allein ihm würdige Gegenstände darbieten. Der innerste Charakter der Kunst ist religiös und eine andere Religionsauffassung als die vorliegende ist einem Volke, wie es sich eben erst bildet, nicht bekannt. So schöpferisch an neuen Bildern also die Kunst auch sein mag, so stellt sie sich doch den Volksbegriffen unter, wenn sie eine wahrhaft einheimische Pflanze ist. Nur so läßt sich von einer griechischen und christlichen, überhaupt von einer eigenthümlichen Kunst sprechen.

Hier eröffnet sich nun ein weiter Spielraum der Betrachtung. Wie wir früher verschiedene, durch das Leben gebildete Volkssitten und Volksgebräuche entgegengestellten, so nun verschiedenen Klang und Sang, wie er von Volk zu Volk und von Bergen zu Bergen tönt, und heimathlich gefärbte Bilder und Vorstellungsweisen, als Ausdruck der Gefühle. Wie aber Dichter und Künstler aus dem mythischen Hintergrund der Weltansicht, welche Volksdichtung selbst ist, ihren Stoff entlehnen, so wirken sie wieder auf Ausbildung ihrer Nation zurück und befestigen sie in derselben, mit vieler Willkührlichkeit die Bildersprache umgestaltend und Ideale dem Leben aufstellend. Dieß beweist die Geschichte des Griechenthums, des Christenthums und vielleicht selbst des nordischen Heidenthums, wenn es sich eigenthümlich hätte entwickeln können. Aber warum, könnte man fragen, begnügte man sich nicht mit Beschauung der Natur, wenn diese ja selbst eine Darstellung des Göttlichen im Abbilde ist? Wie wäre das möglich? Der fühlende Mensch voll Begeisterung will sich ausdrücken und mittheilen. An ihrem Anblick allerdings erweckt sich zuerst Idee und Ideal des Dichters, das aber weit über sie hinausragt. Nur zu der Darstellung jener Ahndungen, die über den Kreis hinausgehen, welchen die Sinne umfassen, braucht er ihre Gestalten und Farben. Und wie kann man sich eine Kunst denken ohne alle Symbolik und Mythologie? Allerdings ist Musik blos Sprache der Gefühle, lyrische Dichtung könnte ihrer auch entbehren; aber

würde ohne sie irgend Anregung sein für Gefühlsstimmung nicht nur sondern auch für Vorstellung göttlicher Dinge, und würde das Bedürfniß der Anschaulichmachung göttlicher Dinge nicht bald eine rohere Symbolik hervorrufen als die verwichene war. Auch finden wir bei Völkern, die deren oft aus Geistesarmuth entbehren, überhaupt wenig religiöses Leben und wenig Sinn für Schönheit. Zwar hört man hiergegen nicht selten erinnern, daß die Griechen, die rings von Göttern umgeben waren, wenig Religion gehabt hätten. Aber mit welchem Recht kann man dieses wohl behaupten? Im Gegentheil möchte man seit dem Aufkommen einer profanen, der heiligen entgegenstehenden Dichtung und Kunst fragen, was wohl dieser Unterschied bedeuten solle, und ob die Musen, die Töchter der Erinnerung, blos darum in die neuere Dichtung Eingang fanden, weil diese oft nur Nachklänge einer untergegangenen religiösen Dichteransicht waren? Man verwechselt hier immer religiöse und moralische Bildung, zu letzterer hat freilich das Christenthum mehr beigetragen, hat aber auch dadurch als Volkserzieherin und damit auch Volksbeherrscherin die Hierarchie eingeführt. Doch ausgemacht ist, daß die Kunst und Dichtung bei aller ihrer Willkürlichkeit, wo sie wahrhaft aus einem Volke hervorging, sich an seine Weltanschauung lehnte und diese bis in die kleinsten Beziehungen hinab in denselben Tönen deutete. Offenbar hat auch das Christenthum der Kunst eine neue Rich-

tung, Gestalt und Bedeutung gegeben und somit auch dem Dichter seine Töne, dem Mahler seine Farben und der Musik ihre Melodien geliefert, ja es umzog wie seine Heiligen so die Kunst mit einem Heiligenscheine. Wenn so wenig geleistet wurde, so lag dieß zum Theil darin, daß die Mythen zu Dogmen wurden und an die Stelle der Darstellung, die sich mit Bildern begnügt, die Untersuchung der Wahrheit des Dargestellten trat.

Das andere, was mit dem angegebenen Charakter der Kunst genau zusammenhängt ist, daß sie durchaus nicht belehren, sondern nur darstellen will; dieß gilt nicht nur für die bildenden Künste sondern auch und vorzüglich für die redenden. Der Dichter ergreift ein Gefühl, eine Erzählung, eine Handlung und stellt sie vor uns hin und der Zauber, den er darüber zu werfen weiß, liegt nicht so sehr in dem Gedanken als in der Kraft der anschaulichen Darstellung, der Gemüthsstimmung und der Wahrheit der Schönheit. Ich mag nun mit Klopstock ausrufen: „Willkommen, o silberner Mond, Schöner stiller Gefährte der Nacht! Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund! Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin!“ Oder: „Gehorsamer Diener du Fratzengesicht, Vor dir hab ich allen Respekt; Wo wär ein Geheimniß der Liebe, das nicht, Du heimlicher Schleicher, entdeckt?“ so wird in beiden Gedichten nichts gelehrt, sondern wie dort der Dichter den Mond zur Theilnahme an einsamen Betrachtungen einladet, so wird er hier im Un-

muth als neugieriger und ungebetener Zuschauer beim nächtlichen Umgang mit der Geliebten verwünscht; was sie aber scheidet, ist die Schönheit der Darstellung. Daher versetzt auch die Kunst in einen Zustand der Beschaulichkeit oder der Hingabe an den Gegenstand jeden, der sich ihren Einflüssen überläßt und dient eben deswegen der Unterhaltung, wiewohl dieß gerade nicht ihr Hauptzweck ist. Sie erfordert endlich zwar Wissenschaft zur Ausübung der Regeln in Hinsicht auf Darstellung ihrer Gegenstände, ihrem Wesen nach aber ist sie sich selbst genug. Stellt sie sich vor ein Gericht, so ist es kein anderes als das eines gebildeten Geschmacks, der sich freilich selbst erst heranbildet und läutert, sich aber bei geübter Urtheilskraft, die in diesem Falle Schönheitssinn genannt wird, als Ausbildung oder Anlage zeigt.

Nach alle diesem ergiebt sich die Wirkung und der Werth der Künste für das menschliche Leben. Wie sie eine Sprache der Schönheit und Darstellung einer Gefühlsstimmung sind, so erwecken sie beides im Menschen. Sie führen zur Feinheit und Menschlichkeit der Sitten, zur Reinlichkeit, Ordnung und Einfachheit des Lebens durch eine edle und würdige Gestaltung der Umgebung. Das Schöne zu lieben ist Abglanz der Tugend und das Zeichen eines reinen Gemüthes. Vorzüglich ist die Kunst, als Trägerin der religiösen Symbolik, die Weckerin aller religiösen Gefühle, an sie und ihre Darstellungen knüpft sich daher der erste Eindruck, den

das jugendliche Gemüth empfängt; er bildet einen idealen Hintergrund des Lebens, auf dem die spätere Lebenszeit ihre schwärzeren Farben aufträgt. Nur in der Jugend wirken mit aller Gewalt die Zauber der Dichtung, nachher tritt flache Begreiflichkeit und Nützlichkeitskrämerei ein, daher auch die alten Völker alle dichterisch waren. So dient Kunst zur Verschönerung, Erheiterung und Erhebung des Lebens, aber das wichtigste ist die allen Völkern gleichnothwendige Gefühlsbildung. Man sagt, nichts charakterisire den Menschen so sehr als die Beschäftigung in seinen Erholungsstunden; dieß paßt eben so auf die Völker. Der Geist wird sich im Leben abdrücken und dieses wird wiederum auf die Bildung des Geistes zurückwirken; der Grieche grüßt *χαῖρε* freue dich! der Deutsche Lebe wohl. Da nun der Geist der Erzieher über alle Methoden geht, das Beispiel kräftiger lehrt als alle Lehre, warum wird es uns wundern, wenn gerade über Künste und Beschäftigungen des äußeren Lebens Gesetzgeber und Erzieher eine so strenge Aufsicht führen. Woher der Haß der kirchlichen Partheien von den Nazaräern und Ebioniten an durch die ganze Kirchengeschichte hindurch bis auf die neuesten Erscheinungen gegen die Kunst und woher die Wuth der Bilderstürmerei? Eben aus der Allmacht der Kunst auf das menschliche Gemüth und der Richtung und Farbe, die es allen Sitten ertheilt. Hier ist der Punkt, von dem aus wir den Gedanken einer ästhetischen Er-

ziehung des Menschengeschlechts neben der durch Wissenschaft beurtheilen können und einsehen lernen, welchen Sinn er hat und wie unausführbar er ist, wenn der Geist des Volkes ihm nicht entgegenkommt. Erst in der neueren Zeit seit der Lostrennung der Kunst von ihrer religiösen Bedeutung ist sie eine Dienerin der Sinnlichkeit und der Wollust geworden. Es ist ein einseitiger und ungeschichtlicher Tadel zu behaupten, das Christenthum sei Schuld am Untergange des hellenischen Kunstlebens, eben so ungerecht als der andere, daß es den Umsturz des römischen Kaiserreichs befördert habe. Alles hat seine Zeit, der Geist des Alterthums war erloschen mit seinen Göttern; und Einen zu bereichern unter allen mußte diese Götterwelt vergehen. Das Christenthum rief eine neue und andere Kunst hervor und, ich darf es kühn sagen, wenn das Alterthum nur Gestalt und Spiel der äußern Natur darstellte, seine Götter der menschlichen Natur bequemte, so erhob jenes den Geist des Menschen zu der Gottheit, und brachte uns unendliche Sehnsucht und himmlische Schönheit. Daher seine Musik, seine Kirchen, seine Mahlerei, daher der Mangel der Bildhauerei. Unser Kunstleben wurde dann freilich ein anderes als das griechische; keine Olympischen Spiele, keine Panathenäen, keine Opferschmäuse sondern Kirchendienst. Alles mahnt uns an des Apostels Wort: Unser Wandel ist im Himmel. Aber wir sind irre an uns geworden, die Erweckung der alten Kunst und der Zweifel haben uns mistrauisch ge-

macht, an die Stelle idealischer Verehrung der Weiblichkeit trat geile Galanterie, welche sie zu achten glaubt, daß sie vor ihr im Frack erscheint, statt romantischer Innigkeit ist uns marklose Sehnsüchtigkeit geblieben. Der Unglaube hat uns die eigene Mythologie entrissen, mit der alten griechischen tändeln wir, auch gedeiht die versetzte Pflanze nur auf den Mistbeeten der Wollust; ein würdiger Gegenstand der Kunst fehlt uns, und was half es, daß ein vaterländischer Sinn die Geschichte unserer Vorzeit uns durch dichterische Verklärung näher brachte? Und so ist es denn gekommen, daß unser Geschlecht entweder in philisterhafter Spießbürgerlichkeit verkehrt oder in der Fluth leerer, sinnlicher Vergnügen ohne wahrhafte Huldigung irgend einer Idee ersäuft oder in weiheloser Verrichtung von Gebräuchen und Anhörung von Predigten glaubt Gott einen Gefallen oder sich eine Genüge zu thun, und daß unsere Dichter ihre oft großen Kräfte verschwenden in idealisirter Darstellung unseres täglichen Lebens oder die Sagen aller Zeiten und Zonen um poetischen Stoff ausbeuten.

Noch bleibt uns eine Gegeneinanderstellung der Kunst und Wissenschaft übrig, wie sie sich aus dem vorhergehenden schon ergiebt. Schönheit und Wahrheit haben eine innere Verwandschaft, mit einem natürlichen Sinne der Schönheit fängt alle Betrachtung an und wird dereinst, nach Ausgleichung aller Gegensätze, in einer geläuterten und freien Huldigung des Göttlichen durch die Ideen der

Schönheit endigen. Aber wenn wird die Zeit kommen? Noch sind wir nicht an dem Ziele, vielmehr herrscht vielfacher Kampf, wie er zum Theil in vorigen schon angedeutet wurde. Im Jugendalter der Menschheit und jedes Volkes bildet sich eine Welt- und Lebensansicht, deren Formen in Mythologie und Cultus lebensvoll sich abdrücken, von denen jene die Lehre enthält, dieser dagegen eingesetzt ist, den Menschen mit Gott auszusöhnen. Erhebt sich die Philosophie zu klarem Gedanken, so tritt sie feindselig gegen beides, wie gegen die Kunst auf. So sehen wir in Folge dessen den Kampf der griechischen Philosophie gegen griechische Mythologie einleiten und fortführen; wir sehen dann das Christenthum und den Islam entstehen und sich ausbilden mit der Hülle einer neuen Mythologie, deren Gewähr, wie das Griechenthum auf Homer und Hesiodos ruht, Bibel und Koran sind, und aus dem Schooße beider Religionen Religionsspötter, Freidenker und Zweifler sich erheben. Woher nun diese Erscheinung? Haupsächlich aus zwei Gründen. Alle Grundlagen der Religionen sind physikalisch oder geschichtlich; aber weder dort noch hier rein, sondern im Glanze und Zauber der Dichtung. Die Naturerscheinungen tragen den Stempel des Wunderbaren eben so sehr als die erzählten historischen Ereignisse; in beiden offenbart sich auf gleiche Weise ein unmittelbares Walten der Götter auf eine außerordentliche und übernatürliche Weise. Daher ist eigentlich Aberglaube der

Grund, auf dem Religion und Kunst ruhen, wenigstens erscheint er den Nachkommen, die durch tiefere Kenntniß der Naturgesetze und den Verlauf und Fortgang der Gesellschaft belehrt die Dinge mit nüchternem Sinne anschauen, als solcher, mit dem heiligen Geist der Wahrheit ausgerüstet lehnen sie sich gegen Religionen auf, die auf Unkunde und Mährchen sich stützen. Als ich ein Kind war, dacht ich kindlich, nun ich aber ein Mann bin, reif an Urtheil, erfreuen mich die Träume der Jugend nicht mehr, mich verlangt nach Wahrheit und Wirklichkeit. Wie sollte mich eine Lehre befriedigen, die wir einander erzählen, wie einen Traum der vergangenen Nacht, ja noch mehr, wie sollten diese Gebräuche, die wir verrichten, wie Geschäfte des täglichen Lebens, eine wunderthätige Zauberkraft haben können, deren Grund wir nicht begreifen? Ihr mögt immerhin von uns bedrängt euch durch Unterscheidung von Bild und Sache retten wollen, ihr überführt uns nicht, eine als Thatsache erzählte Thatsache bleibt immer eine solche. Das Göttergeschlecht des Olympos hat sich in den Aether aufgelöst, aus dem es gewoben war, so beruhen auch die christlichen Erzählungen auf Wunderglauben, der statt findet, wo man im Rausch desselben kommt, sieht glaubt und erzählt. So verliert denn ohne den Glauben an die Auferstehung Christi, auf die sie wenigstens von Paulus gegründet wurde, auch die christliche Religion alle äußere Beglaubigung.

Gebt nicht vor, wir wären ein unheilig Geschlecht; wir suchen die Wahrheit nackt und kalt, wir wollen den Zauber nicht, die wir im Lichte der Vernunft als der reinsten Sonne wandeln. Das ist die Stimme der Propheten des alten Bundes: Böcke- und Kälberblut mag ich nicht, spricht Johova, sondern ein reines Herz. Gott ist die Wahrheit und die ihn anbeten, müssen es im Geist und in der Wahrheit thun, lehrt das Evangelium. Schwache Stimmen ertönen im Mittelalter, lauter sprechen die Reformatoren, bittere Worte tönen aus England über den Kanal und leichtsinnige von jenseits des Rheins, ernst und schwer grübelt der Deutsche und noch brennt der Kampf, den Wahrheit und Mythologie kämpfen. — Mit diesem ersten Bestreben hängt das andere nahe zusammen. Die Kunst ist rein darstellend; nun liegen zwar ihren Darstellungen Idee und Ideal aber als Geschöpfe der Einbildungskraft zum Grunde, die Wissenschaft will jedoch begreifen, dazu bedarf sie der Schlüsse und Schlußketten und einer vollständigen Gedankenentwickelung, sie verschmäht das Bild, das wohl eine anschauliche Faßlichkeit hat, aber unter einer Menge von Vorstellungen den eigentlichen Gedanken verschwinden läßt, und will Begriff und Deutlichkeit. Jenseits aller Bilder der Sinne, ruft sie, liegt die reine Wahrheit, die Natur ahmt nur nach. Das ist der Sinn der Ideenlehre des Platon, im Geiste derselben schloß er die Dichter aus seinem Staate aus, das wird wohl auch der Wahlspruch aller der-

jenigen bleiben, die im reinen Denken allein die ewige Wahrheit fassen zu können glauben, obwohl für eine absolute Vernunft gar keine Welt vorhanden wäre. Platon war besonders die nachahmende Dichtkunst verhaßt. Er dachte, die Natur ist gleichsam nur der Schein des Ewigen, die Kunst stellt den Schein nochmals dar und so giebt sie uns nur schöne Nachbilder des Scheins. Aus verwandter Gesinnung ging Moses Gebot hervor: „Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden oder deß, das im Wasser und unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht." Zwar wird hierin nur gegen den Götzendienst geeifert, im Vergleich gegen den Gott, den kein Bildniß faßt, dessen Fußschemel die Erde und dessen Thron der Himmel ist, aber der Grund des Gebotes ist bilderlose Wahrheit. Eben so trat das Christenthum durch Zerstörung der alten Kunst dem Götzendienst entgegen, und es mögen wohl noch häufigere Aufrufe gehört worden sein als jenes Goldschmidtes zu Ephesus. Auch in den folgenden Zeiten hat es nicht an Bilderstürmern gefehlt; und wie spitzfindige Dialektik eben so wendet tiefsinnige Mystik vom Bilderwesen ab. Aus solchem Geiste leitet sich aller Kampf gegen Ceremoniendienst und Bilderwesen ein und durch diesen sittlichen und bilderfeindlichen Geist wird er fortgeleitet. Dennoch regt sich immer aufs neue wieder das Verlangen, das Uebersinnliche anschaulich zu machen, und wie

der Geist nur in einer Form auftritt, der Gedanke im Worte laut wird, so will auch die reinste Verehrung einen sinnlichen Ausdruck; und kaum ist eine Bildersprache untergegangen, so erwächst auf dem Boden der jungen Wahrheit eine neue. Wie sollen wir diese Widersprüche lösen? Fluthet auch hierin wie in so vielen anderen Dingen die Weltgeschichte bald an dieses Ufer und bald an jenes? Doch dem sei wie ihm wolle! Sie sehen aufs neue ein Gebiet und einen Wirkungskreis der Philosophie von vieler Bedeutung und keineswegs von der Gleichgültigkeit, als wenn wir fragen wollten, zu welchem Geschlecht die Cherubims gehört oder wo das Paradies gelegen. — Ueberall wo unser spähendes Auge nur hinblickt, findet es Spuren der Vergänglichkeit; die ganze Natur bietet uns unzählige Beweise dar, so will es ihr Gesetz; auch was Sterbliche schufen, vergeht einst, wenn der Fuß der Zeit es betritt. Aber mit muthwilliger Hand steckt Philosophie das Panier des Aufruhrs selbst auf, sie wandelt über die Trümmer der Staaten und ihrer Altäre, unbekümmert um den Glanz, in dem sie stehen. Wie einer Unsterblichen folgen wir ihren Tritten und wohin leitet sie uns? Ohne zu wissen, wohin wir gelangen werden, treibt es uns fort und diesem Triebe zu gehorchen, darin finden wir etwas Göttliches; das Streben selber erfreut, nur im Streben ist Kraft und Lebensfülle. Aber ein

Ziel hat sie denn doch auch hier. Auf der einen Seite Wahrheit und reine Sittlichkeit im Kampf gegen Bilderwesen und Verdienstlichkeit äußerer Gebräuche, auf der andern Anerkennung der Symbolik für eine sinnliche Vernunft in der Sprache der Schönheit. Hier ringt die Wahrheit mit sich selber und dieser Geisteskampf ist der Heldenkampf der neueren Zeit.



V.

Unser Plan, die Philosophie von allen Seiten und in den vorzüglichsten Gegensätzen zu beleuchten, um dadurch ihr Gebiet kennen zu lernen und eines Urtheils über Werth und Bedeutung derselben mächtig zu werden, führt uns nunmehr zu der Erörterung des gegenseitigen Verhältnisses, in dem sie zu den sogenannten positiven Wissenschaften Jurisprudenz und Theologie steht. Die Wahl und die Reihenfolge dieser Gegensätze scheint bei dem ersten Anblick ganz von der Willkür desjenigen abzuhängen, der in solcher Betrachtung begriffen den einen nach dem andern hervorlangt und ihn zu näherer Beschauung vor dem Auge festhält. So ließ Epikur aus der Bewegung der Atome in dem Leeren die Welt entstehen und jedesmal läßt ihr Anblick den Zweifel wach werden, ob wohl einzig der Zufall ein so wohlgeordnetes Ganze hervorbringen könne. Immerhin mag also auch in unserem Vorhaben regel- und ordnungslos Lust und Zufall walten, wenn nur der endliche Eindruck eines wohlgeordneten Ganzen entsteht. Ich finde diese Vorerinnerung

nöthig, um dem voreiligen Tadel zu entfliehen, den uns gelehrte Männer machen könnten, die durch Regeln der Redekunst gebildet und im Besitz einer zweischneidigen Logik jeden Gedanken und jede Rede erst an das dürre Sparrwerk der Eintheilung und Zergliederung nageln müssen, um ihn am Orte zu finden oder seine Stelle im Ganzen zu erkennen. Und allerdings braucht derjenige seine Finger mit Vortheil auch in späteren Jahren, der in der Jugend zu wenig im Kopfrechnen geübt wurde und zu leicht die Uebersicht verliert, wenn ihm nicht gesagt wird, nun war der erste Gedanke vorüber, wir gehen jetzt an den zweiten. Doch was soll ich dieß weiter ausführen, da jeder für sein Bedürfniß sorgt, und wer der Ansicht jener klaren und durchsichtigen Männer zugethan ist, auch nicht so leicht von ihr abzubringen sein dürfte. Wir wenden uns an unsern Vorwurf das Verhältniß zwischen der Philosophie und den positiven Wissenschaften zu erörtern zurück. Darin aber zur Einsicht zu gelangen, müssen wir nicht nur die Möglichkeit eines Gegensatzes zu begreifen sondern auch die Ursachen zu erforschen suchen, aus denen eine gegenseitige Einwirkung, ja nicht selten ein Kampf zwischen ihnen hervorgeht.

Ich habe schon mehrmals behauptet und finde für nöthig diese Behauptung auch jetzt zu wiederholen, daß in jedem Volke sich ursprünglich und auf eine eigenthümliche Weise eine Welt- und Lebensansicht bilde, die eben so sehr auf den

Charakter und Bildungsgang desselben, so wie seine äußere Gestaltung einwirke, als sie von dessen lebendiger Gesinnung ihre Stütze erhalte; beide stehen in steter Wechselwirkung. Diese volksthümliche Ansicht ist die Grundlage oder gleichsam der Hintergrund aller sittlichen und religiösen Erziehung und Fortbildung sowohl als der äußeren Gestaltung des bürgerlichen geselligen Lebens im Staat. Wir haben bisher gesehen, wie das Leben in seinen Formen durch sie geregelt worden sei, wie die Kunst ihre Gebilde aus ihr entlehnt habe und wir werden jetzt finden, daß auch die Anfänge aller Wissenschaft theils aus ihr hervorgehen, theils an dieselbe sich anlegen. Wir begreifen auch warum dieß so sei. Da alles Werden den Gesetzen der Zeit unterliegt, so daß kindliche Naturvölker dieselbe sogar nach Menschenaltern messen, ihren Tritten daher alles Lebendige nacheilt, so ist Geschichte der Boden aller Geistesausbildung der Menschen und geschichtlich das Gesetz ihrer Forbildung. Denn Bildung soll ja, wie gesagt wird, eine Funktion der Zeit und Geschichte eine oder wohl gar die einzige Offenbarung Gottes sein, da andere sie nur einen Spiegel der Zeiten nennen. Zuerst wollen wir nun von denjenigen Wissenschaften reden, die sich auf das Leben beziehen, mit Ausschluß derjenigen, welche die äußere Natur zum Gegenstande haben, der Theologie nämlich und Jurisprudenz, die beide positive Wissenschaften genannt und der

Philosophie gewissermaßen gegenübergestellt werden. Wir erforschen zuerst die Entstehung und das Wesen dieser Wissenschaften und kommen dann auf die philosophischen Anforderungen, welche an sie gemacht werden.

Alle Geschichte beginnt mit der Entstehung von Staaten, deren innere und äußere Schicksale sie erzählt; was früher geschehen sein mag, die historia antediluviana und ein gut Theil der historia postdiluviana, d. h. Schlözers Urwelt, dunkle Welt und zum Theil seine Vorwelt, lebt in der Dichtung und Sage, deren Reich das Wunderbare ist, oder steht auf Gesteinen geschrieben, die auch dem kenntnißreichsten Naturforscher kaum leserlich sind. Wie aber ein Staat entstand, kann kein Erzähler berichten; sein Anfang verliert sich in den Nebel, unter dem aller Anfang der Dinge sowohl als der gesammten Geistesentwickelung der Menschen begraben liegt. Roh und ärmlich mag er allerdings gewesen sein, wie die ersten Aeußerungen der erwachenden Vernunft, wie die ersten Klänge einer gegliederten Sprache. Wie Sprache und Vernunft sich gleichsam von selbst zu entwickeln scheinen, so finden sich die ersten Anfänge geselliger Vereine in dem familien- oder hordenweisen Zusammenleben der Menschen ebenfalls ungesucht und ohne bestimmten Zweck; denn der Keim zu alle dem liegt in der menschlichen Natur und bedarf nur einer von außen kommenden Erweckung. Noth, Bedürfniß und Zufall leiteten ihn, wie wir früher

gesehen haben, zu allen Entdeckungen und Künsten des gemeinen Lebens, aus denen als ihrem Stamm die edelen und schönen als die herrlichsten Blüthen hervortrieben; der Umgang mit seines Gleichen und die Furcht vor den Göttern, welche beide ihn allein in seinem Schalten und Walten auf Erden zu beengen schienen, machten Einrichtungen nöthig, die zwar der früheren Freiheit Grab waren, aber der Keim der größten und edelsten Vervollkommnungen von Geschlecht zu Geschlecht geworden sind. Die edlere Freiheit des Menschen zu retten, ward, nach Schillers Ausdruck, die Freiheit des Raubthiers hingegeben. Um nämlich in der Gesellschaft zu leben, mußte der Mensch sich einer allgemeinen Ordnung unterwerfen, welche die Ideen der Tugend und des Rechtes erweckte und durch Verfassung und Cultus zusammengehalten wurde. Wer an einem gemeinsamen Altare opferte und also dieselben religiösen Vorstellungen und Gebräuche hatte, oder nach denselben Sitten und Gewohnheiten lebte, schloß sich enger zusammen und so entstanden nach Gegend und Lage verschiedene Staaten und Staatenformen, welche die Furcht vor den Göttern zusammenhielt. Bald traten Männer aus diesen Völkern auf, die dieser Gebräuche und Gewohnheiten kundiger sind als andere, und als Priester und Richter die leitenden Geschäfte verwalten und also, wie ich früher bemerkt habe, als der Sitz eines höhern geistigen Lebens zu betrach-

ten sind. So sprachen Könige Recht und übten zugleich die höchste Gewalt. Dann kommt, wenn wir unsicheren Spuren der Geschichte trauen dürfen, das Zeitalter der Gesetzgeber, welche eine dankbare Nachwelt vorzüglich hoch gestellt hat. Die Hebräer nennen einen Moses, die Meder einen Zoroaster, Hellenen einen Lykurg und Solon, Römer einen Numa und andere Völker andere. Alle diese Männer nämlich leben mehr oder minder in der Sage und die Spuren ihrer Gesetzgebungen fließen so sehr mit dem, was schon Sitte und Gebrauch war, zusammen, daß es sehr schwer ist zu sondern, was des Volkes Werk ist und was sie hinzu gethan haben. Wenigstens gaben sie meist keine geschriebenen Gesetze und sicherlich hat auch Moses weder einen codex primus noch nach dessen Zertrümmerung einen secundus oder repetitus verfaßt, wie die spätere Sage fabelt, da sein Inhalt, welcher die ersten Grundzüge eines Naturrechts enthält, so wenig positive Bestimmungen enthält und der specielle Theil späteres Levitenwerk ist. Wenn sie aber auch Gesetze gaben, so waren doch überall Sitte, Rechte und Gottesverehrung (mores forum, fanum) schon herrschend und bedurften nur einer Bestätigung, Berichtigung oder Sanctionirung. Es mußte öffentlich ausgesprochen werden, was gelten sollte, damit es bestimmt gewußt würde und Geltung erhielt. Und gewiß liegt in diesen positiven Stiftungen Grund und Keim sittlicher, bürgerlicher und re-

ligiöser Bildung; sie waren eine vorzügliche Weise, wie Männer wirksam sein und wie sie Wohlthäter des Menschengeschlechts werden konnten. Daher werden, nicht mit Unrecht, im Alterthum, in welchem sich Religionen und Staaten zu gestalten anfingen, vorzüglich einzelne Männer vor anderen ausgezeichnet und auf sie alles Große und Herrliche zurückgeführt. Und warum denn? Lassen Sie uns diese Frage kürzlich beantworten, da sie zur Erläuterung der ganzen Betrachtung etwas beizutragen scheint. Jede Geschichte hat uns die Entwickelungen späterer Zustände aus früheren zu erzählen und wird um so belehrender und anziehender, je mehr sie diesem Geschäfte genügt oder genügen kann. Was aber vor allem einer Entwickelung fähig ist, ist die Vernunft des Geistes, welcher im Menschengeschlechte lebt. Er erfindet Sprache, Religion, Recht, Staat, Kunst und Wissenschaften, sucht nicht nur von Schmerz und Lust angeregt seine Bedürfnisse zu befriedigen, sondern er trachtet Gerechtigkeit unter den Menschen einzuführen, strebt nach Einsicht in die Natur der Dinge, sucht in der Beschauung des Schönen zu leben und es nachbildend darzustellen. Dabei zeigt sich nicht der stille und geordnete Gang der Natur, die nach unwandelbaren Gesetzen und stets wiederkehrenden Perioden dieselben Bewegungen und Gestaltungen vor unsern Augen entfaltet; es tragen vielmehr die menschlichen Dinge das Gepräge des Wandelbaren und Wechselvollen, und eben das ist es, was

ihnen Reiz und Anmuth verleiht und das Gemüth in immer frischer Stimmung erhält. Es ist nicht nur der Kampf mit der übermächtigen Natur, sondern noch weit mehr der Kampf unter einander um Wahrheit und Recht, was der Menschen Schicksale in so vielfachen Verwickelungen und Verschlingungen zeigt. Dieses stets rege Streben faßt die Geschichte auf und sucht die Begebenheiten durch eine treue und lebendige Darstellung an den Faden der Erzählung aufzureihen; denn es interessirt uns nicht blos durch Kunde der Vorzeit unterhalten zu werden, sondern auch zu lernen, wie die Gegenwart aus der Vergangenheit geworden ist und durch welche Ursachen und Gelegenheiten sie herbeigeführt wurde. Nun mag es allerdings wahr seyn, daß Zufall und Schicksal auch den Gang der Weltgeschichte bestimmen, so daß jede menschliche Berechnung zu Schanden wird, die sich unterfängt den Lauf der vergangenen Begebenheiten zu erklären oder der zukünftigen vorherzusagen. Indessen wo gehandelt wird, ist es doch immer der menschliche Geist, der handelt, und der Geist der Zeit ist es, der den einzelnen treibt oder von dem einzelnen bekämpft wird. Bei diesen Gegenwirkungen entscheidet offenbar die gegenseitige Kraft, die in dem Handeln entwickelt wird. Es wird daher die Weltgeschichte immer mehr oder minder eine Geschichte einzelner Männer, mögen diese nun eine bleibende Wirkung hinterlassen oder kämpfend untergehen, die aus der Ge-

sammtheit hervortreten und sich durch Wort oder That auszeichnen. Wie dem Hirten Hesiodos die Musen am Fuße des Helikon erscheinen, so dem Hirten Mose der Gott seiner Väter im Dornbusch. Viele zogen aus, verlorene Esel zu suchen, aber nur Saul fand ein Königreich. Ganz nach des Dichters Wort: „Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde." Ganz vorzüglich trifft dieß das Alterthum, in welchem, wie in der einbrechenden Dämmerung nur die Sterne erster Größe sichtbar sind, fast immer einzelne Männer das Dunkel erleuchten. Daher treffen wir in ihm auch Gesetzgeber und einzelne Staatengründer auf eine Weise, wie es uns die neuere Geschichte nicht zeigt. — So trägt Gottesverehrung (Religion) und Gesetzgebung seiner Entstehung nach einen geschichtlichen Charakter, indem Beides auf geschichtlichen Thatsachen ruht und an sie geknüpft wird, Beides einen Maßstab giebt für den Grad der Einsicht und Handelweise, auf dem damals das Volk stand, dessen Bildung von seinem Charakter und seiner Eigenthümlichkeit abhängig ist. Verschieden sind daher wie Volksgeist und Volksthümlichkeit die asiatischen auf Theokratie gegründeten Religionen und Gesetzgebungen von den hellenischen, in denen ein politischer, republikanischer, flüchtiger Geist lebt, und ganz eigenthümlich ist der Gang, wie römisches Volks- und Staatsleben die Entwicklung des dortigen Rechtes gestaltete. Aber nicht allein der Entstehung, sondern auch der

Fortbildung nach trägt Religion und Gesetzgebung einen geschichtlichen Charakter. An dem Verstande und der Unterweisung der Vorfahren reift das Urtheil des kommenden Geschlechtes; in den Religionen, Rechten und Sitten, welche die Väter hatten, wächst die Jugend auf, ja aus dem einen Leben mit seinen Formen entwickelt sich ein anderes nur nach dem Gesetz der Stetigkeit, und wie gewaltthätig Revolutionen wirken mögen, sie holen den Keim der Gestaltung aus der Vergangenheit. Kommt zu den mündlichen Ueberlieferungen noch Schrift hinzu, so giebt es noch besondere Urkunden, aus denen Religion und Recht geschöpft werden kann; die Sanction derselben stützt sich entweder auf menschliche Autorität oder göttliche Offenbarung. Diese positiven auf Schrift sich stützenden Ueberlieferungen der Religion und des Rechtes, vereinigt, wie die theokratischen Gesetzbücher des Orients, oder getrennt, wie im römischen Staat, bedürfen der Ausleger, welche die Gründer und Inhaber einer historischen Gelehrsamkeit sind. Das Schicksal der neueuropäischen Staaten hat es gewollt, daß einmal eine asiatische Religion und dann das römische Recht die Grundlagen ihrer religiösen und rechtlichen Bildung geworden sind und zwei weitläuftige Wissenschaften begründeten, die man vorzugsweise mit den allgemeinen Namen Theologie und Jurisprudenz benannt hat. Da sie nur geschichtliche Begriffe darreichen, so sind sie dieses Grundes wegen nothwendig mit dem Beinahmen

der positiven zu belegen. Ihr Ursprung geht freilich, besonders der Jurisprudenz, weit zurück, in der Form aber, in der wir sie kennen, sind sie eine Frucht des Mittelalters, haben die Einrichtung unserer Hochschulen, Universitäten, begründet und den Geist eben so unterdrückt und das fortschreitende sich eigenthümlich gestaltende Völkerleben gehemmt, als von einer anderen Seite wieder geordnet und entwickelt. Die Art ihres Studiums befördert nämlich die Herrschaft des todten Buchstabens und läßt den Scharfsinn durch Auslegung des geheiligten Wortes zur Grübelei, Wortkrämerei oder Spitzfindigkeit herabsinken und bringt eine Spaltung zwischen Schule und Leben, die beiden gleich nachtheilig ist. Indem es eine fremde Religion und ein ausländisches Recht als gelehrtes Geschäft betreibt, macht es die wichtigsten Interessen des Lebens zur Sache der Schule und erhält das Volk, das aus eignem Keime sich frei zu entwickeln strebt, ohne es lebendig zu durchdringen, unter dem Bann eines unverstandenen Buchstabens und somit in sträflicher Unwissenheit und Abhängigkeit von einem gelehrten Kastengeiste.

Der Natur dieser auf Schrift gegründeten Wissenschaften zu Folge hat eine jede vier Theile, einen exegetischen, historischen, dogmatischen und praktischen, und je nachdem die Behandlungsart derselben nach dem einen oder dem andern der drei ersten Theile vorherrschend geschieht, wird auch der jedesmalige Charakter ihres Studiums und

die Ansicht der Wissenschaft bestimmt. Was nun z. B. die Theologie betrifft, so wurde sie zuerst vorherrschend dogmatisch betrieben, wenn auch nicht mit Vernachlässigung der Urkunden doch wenigstens ihrer Exegese, weil sich die christlichen Vorstellungen im Leben, obwohl unter heftigen Streitigkeiten, frei fortbildeten. Wurde auch Exegese herbeigezogen, so enthielt doch die Schrift alles, was man suchte. Man las im Geiste der Zeit und ihres Glaubens und wie sollte man auch nicht? Und gab es denn eben nicht schon mehrere Erklärungsarten der biblischen Schriften, weil der Geist der Zeit drängte und man den Glauben noch lebendig in sich erhielt. Die oft sittlich bedeutungslosen Erzählungen des alten Testamentes sahe man sich genöthigt zu allegorisiren und typisch zu nehmen und im neuen Testament mußte man die Vernunft durch Gnosis mit dem Glauben aussöhnen. Späterhin unterblieb das Lesen der Bibel, und es geht das Gerücht, als sey das die Ursache aller Ausartung der Lehre gewesen, die sich allerdings frei und unabhängig vom Buchstaben zu gestalten anfing. Seit dem Entstehen der Humanisten, worunter man Gelehrte versteht, die eine menschliche Bildung durch das Lesen der Alten erhalten haben, und den Beschuldigungen und Anklagen der Reformatoren, die katholische Kirche sei von der urchristlichen abgewichen, die zwar geschichtlich wahr, aber nichts besagend sind, weil sie von der unzulässigen Voraussetzung ausgehen, die Dogmen müßten

wie die Bildsäulen des Alterthums immer dieselben bleiben, seit dem sage ich zog man das exegetische Studium der Urkunden mehr hervor, machte aber eben dadurch zeitliches Glück und ewige Seligkeit von dem Buchstaben nur noch abhängiger, wie dieß das geschärfte Inspirationsdogma und die Abendmalsstreitigkeit beurkundet. Der Laie mußte nur froh seyn, daß sein Seelsorger den Grundtext verstand, um ihm sagen zu können, was er zu thun habe, um des Erbes der Kinder Gottes theilhaft zu werden. Zuletzt aber und nach allem ging allen ein Licht auf, und der alte Glaube unter. Man bemerkte nämlich, wie sehr Zeit und Geschichte wandeln, und wie alles die Farbe seines Volkes, seines Ortes, seines Jahrhunderts trage, und so kam das geschichtliche Studium an die Reihe, welches denn auch die Exegese wunderbar erhellte, die den wahren Sinn der Bibel vielleicht nun endlich einmal finden wird. Ist nun die geschichtliche Behandlungsart die einzig richtige, aus der Natur des Gegenstandes von selbst hervorgehende, so wird man denn wohl endlich einmal aufhören, hohe Weisheit aus der Bibel zu holen oder vielmehr sie hineinzutragen? Es hat nicht den Anschein! Kaum ist der geschichtliche Sinn ermittelt, so sehen wir wiederum geistreiche Männer den einfachen Buchstaben in eine bedeutungsvolle Gnosis hüllen und mit neu aufgeputzten Kirchendogmen, unter dem erdichteten Vorgeben, das sei der Geist des Christenthums, Staat machen. Alle Gnosis aber ist

vertrakte Philosophie. — Aehnliches muß wohl auch von der Jurisprudenz gelten, da im Munde des Volkes so viel von Gesetzverdrehungen (dolus malus et jurisconsultus abesto!), Wortklaubereien u. s. w. gehört wird; von dogmatischer ging man ebenfalls zur geschichtlichen Behandlung über.

Es stellt sich erstlich dieser positiven Religionswissenschaft, welche Theologie genannt wird, eine natürliche Religionslehre entgegen und scheint jene verdrängen zu wollen. Was rief nun diese hervor, was will sie, und in welchem Verhältniß steht sie zur gelehrten Theologie? Diese stützt sich auf Schriften, welche neben Sittenvorschriften Philosopheme über die Natur der Dinge und des Menschen und geschichtliche Erzählungen von dem Verhältniß Gottes zur Welt und zum Menschen im Gewand der Sage und in meist wundervoller Verkettung der Begebenheiten enthalten. Zu allererst stößt sich der klüger gewordene Mensch an dem Wunderbaren, was er nicht begreifen kann, in seiner Zeit und Umgebung sich nicht ereignen sieht, und das doch einmal sich soll ereignet haben. Manchem ist in dieser Hinsicht der Ostermorgen und der Himmelfahrtstag ein Tag des Zweifels und des Unglaubens geworden, und hat ihm in einem andern als dem kirchlichen Sinne zur Erweckung gedient, nämlich des eigenen Denkens. Doch die beschwichtigende Stimme „das sind eben Glaubenssachen" und bald darauf der Stoßseufzer „die Einfalt und die Kindlichkeit, die schenke mir

zu einem Kleide" lassen, wenn der wahre Unglaube noch nicht erwacht ist, diese Geheimnisse dahin gestellt seyn, dieser regt sich aber auf verschiedene Weise. Die Geschichte zeigt uns so viele positive Religionen, von denen doch jede die wahre sein will. Welche ist es nun? Denn wenn gleich das Christenthum den größten Proselytengeist und Bekehrungseifer und also am meisten Wahrheit in sich hat, wie erzählen uns denn die Missionare ihren Empfang unter den Völkern? Wie sagte jener Kalmücke zu dem Heidenboten, der ihm zurief: „Komm, mein Bruder, und glaube an den Herrn Jesum Christum, den Sohn Gottes, der Mensch geworden ist, dich zu erlösen." Wandte er sich nicht gleichgültig weg und entgegnete: Wenns weiter nichts ist, bei uns ist er Fisch geworden. Möchte nicht der fromme Missionar selbst irre werden und sich des Apostelwortes erinnern: Gott hat sich an keinem Volke unbezeugt gelassen? Noch nicht. Denn haben wir nicht von Jugend auf die Wahrheit der Lehre gefühlt, hat sie uns nicht den Weg gezeigt und das Dunkel erleuchtet? Der Sektengeist ist zu groß und unser Urtheil zu befangen, um daraus etwas mehr als größere Verachtung zu lernen. Nennt nicht selbst mancher Christ Mohammed, der Arabiens Horden begeisterte, einen Affen des Christenthums. Auch das erweckt den Zweifel noch nicht, der sanftere Mensch freut sich, daß Gottes Offenbarungen den ganzen Erdboden erhellen. Was denn endlich? Erstlich die

Lehre vom Verdienst Christi und die damit zusammenhängende von der Kraft und der Entsündigung der heiligen Gebräuche, dann die äußere Erkenntnißquelle, die in irgend einer Schrift gegeben oder aus der Ueberlieferung geschöpft werden soll. Diese Zweifel wecken den Unglauben oder weisen vielmehr nur auf eine höhere Ueberzeugung hin. Sie lagen den Bemühungen früherer Gottesgelehrten, einen höheren Sinn dem geschriebenen Buchstaben zu entlocken, zu Grunde, sie erzeugten die peinliche Lehre von der Inspiration, die selbst den Buchstaben heiligen wollte, sie wurden endlich laut in der Frage: woher haben wir die Kunde des Göttlichen und wie wird der Mensch gut? Diese Kunde, sagt man, ist aus dem Buche der Natur, welches der erste Band der Offenbarung ist, jene heiligen Schriften sind nur Zusätze der Aeltesten, welche bemüht waren, diese Offenbarung zu lesen oder von ihr erfüllt lebten und sprachen. Es giebt noch eine natürliche Religionslehre, die aller geoffenbarten vorausgehen muß. Das war die Stimme des Naturalismus, noch schneidender trat der Rationalismus auf, dessen wahrer Gründer eigentlich Kant ist. Die Vernunft, ist seine Lehre, welche von außen angeregt zum Leben erwacht, ist der Quell aller Ideen; Ideen können nie zur Erscheinung werden, also auch nicht die Geschichte zur Grundlage haben; eine Offenbarung kann nicht einmal die natürliche Religion ergänzen oder erläutern, die eigentliche Offenbarung ist das Nachdenken

über die religiösen Wahrheiten, was man so nennt, ist der Ausspruch gottbegeisterter Männer, wie ihr Jahrhundert sie lehrte. So sprach Kant mit Geist und Tiefsinn, wenigstens ist das die Bedeutung seiner Lehre. Was leichter zu Tage lag, seine so-genannte moralische Erklärung der Bibel wurde schneller erfaßt und — verworfen. Die historisch-grammatische war ihm gewiß nicht unbekannt, es kam nur darauf an, einen anwendbaren Sinn hinein-zulegen, was im Grunde in jeder Predigt geschieht. Wie wenn man sagen wollte: das Oelkrüglein der Wittwe zu Sarpa mangelte niemals des Oe-les und ganz natürlich, denn es war mit Zufrie-denheit gefüllt. Das wäre eine moralische Er-klärung und anwendbar; der Wortsinn beleidigt, denn jedermann weiß, wie bald das Oel ausgeht wenn der Docht nur eine Nachtwache fortglimmt. Kant hatte dieß freilich mit Geist gethan und das war ihm schwer zu verzeihen. — Wenn dem nun so ist, was ist dann mit der gelehrten Theologie anzufangen? Wer antworten wollte: Ruhm und Brod durch sie zu erwerben, hätte gewiß nicht den Sinn des Fragenden verstanden und doch wäre die Antwort, wenn man auf die Erscheinung sieht, ganz wahr. Aber demjenigen, der seinem Leben und Wirken eine höhere Weihe zu geben wünscht und diesem wich-tigsten und edelsten Berufe, Erzieher des Volks zu den höchsten Zwecken zu werden, sich zu weihen gedenkt, kann sie nicht genügen. Wie soll ihm die Philosophie dienen, daß sie ihn aufkläre und doch auch seinen

Beruf ihm nicht verleide? Soll er sich eine bestellen, wie er sie gerade braucht? Warum sollte er sich dann erst mit ihr einlassen? oder soll er sich dem Winde anvertrauen, der so viele in den Hafen der Ruhe treibt? Dann brauchte er freilich weder Steuerruder noch Compaß, wüßte aber entweder nicht, wo er wäre, oder spielte den Schalk, und das wäre eine Thorheit zu Zion und ein Aergerniß zu Jerusalem. Wie aber nun? Keine geltende Religion, die äußerlich erscheint, ist ohne Bild, in welchem die Vorstellung veranschaulicht wird, keine ohne Gebräuche, durch die Gott verehrt wird, jede enthält also Bildersprache und Cultus und durch beides unterscheidet sich eine von der andern. Aber kann in diesen nicht Aberglaube, Unsittlichkeit, rohe Geschmacklosigkeit liegen, nämlich in Verwechselung einer natürlichen und Glaubensansicht der Dinge, in Verwechselung äußerlicher Gebräuche mit Reinheit der Gesinnung, und in einer Bildersprache, die unsittlich, bedeutungslos ist und den gebildeten Geschmack nicht anspricht. Das ist wahr und die Erzählung dieser Wahrheit ist die Kirchengeschichte, die interessanteste aller Geschichten. Auch wird der philosophische Gedanke immer gegen das Bestehende ankämpfen, so oft er es des Irrthums und der Unsittlichkeit zeihen kann. Aber zeigt nicht diese Kirchengeschichte, was ihr zu thun habt? Wollt ihr überhaupt nur Religion, die ins Leben tritt, so könnt ihr euch von der Geschichte nicht losreißen. Geschichtlich offen-

barten sich die Glaubenswahrheiten, durch diese äußere Hülle der Geschichte werden sie getragen, durch sie sind sie ins Leben getreten; auf sie gründet sich unsere ganze kirchliche Festordnung, das ganze kirchlich-religiöse Leben von der Wiege bis zum Grabe. Wie soll ohne sie unser Glaube und unser Gottesdienst sich lebendig erweisen? Die Sprache der Bibel hat auf Ausdruck und Denkart der europäischen Menschheit einen unberechenbaren Einfluß gehabt. Dem Volke, wenigstens dem unverbildeten, ist sie noch neben Gesangbuch und Kalender das einzige Bildungsmittel. Das kann kein Verständiger ableugnen und muß es für gegründet anerkennen. Aber nun höret auch die Stimme der Philosophie, die sich gleichfalls in den Zeiten hat vernehmen lassen und folgt ihr nicht freiwillig, so reißt sie euch mit Gewalt fort. Die Quelle der Religion ist nicht die Geschichte, in ihr hat sie nur ihre äußere Darstellung; vor Gott wird Niemand gerechtfertigt als nur durch eine sittlich stärkende Anerkennung der eigenen Sündhaftigkeit, die kein äußerer Dienst sühnen kann, obwohl der Mensch durch kirchliche Gebräuche sein Glaubensauge stärken wird; in der sichtbaren Welt giebts keine Wunder, aber die unsichtbare ist eitel Wunder und Räthsel, daher wir auch in allerlei Zungen und Bildern das unendliche Gefühl des Göttlichen uns auszudeuten zu suchen, jeder auf seine Weise. Darin allein seid duldsam, denn in allem diesem Ausdruck ist nur Schönheit nicht Wahrheit

Gesetz. Aber vor allem bedenkt, daß uns Natur wohl zur Anerkennung des Göttlichen führen kann, daß wir aber allein durch ein sittliches Leben der Gottheit, welche uns das Gesetz vorschrieb, inne werden. Wenn euch das einleuchtet, so sucht euren Beruf, Pfleger des religiösen Lebens zu sein, allein wahrzunehmen, und vergeßt nicht des Zwecks über den Mitteln und seid nicht Eiferer des Buchstabens und des Ausdrucks sondern des Geistes der lebendigen Gefühle, der in alle Wahrheit leitet, ganz vorzüglich aber seid ein Vorbild jenes Göttlichen, wovon ihr redet, dann glaubt euch willig die Gemeine; wenn es euch von Herzen geht, wirds wieder zu Herzen dringen. Das hat die alte, die neue und die neueste Kirchengeschichte bewährt. Religion beruht auf Wahrheit und Gewissen und ist kein Gegenstand gesetzlicher Entscheidung oder etwa gar eine Sache der Polizei.

Ein ganz anderes Verhältniß zur Philosophie hat zweitens die Jurisprudenz. Sie kann zwar der Leitung der Philosophie nicht entbehren, erwächst aber ganz auf geschichtlichem Boden und bildet sich auch nur geschichtlich fort. Philosophie nämlich giebt mir allein die Idee des Rechts, kraft dessen ich ja nur gebietend auftreten kann, jedoch bleibt sie eine leere Idee ohne Gehalt, wenn das Leben mir nicht Verhältnisse darböte, in denen sie anwendbar wäre. Diese aber finden sich, sobald Menschen in ihren Einwirkungen auf die Außenwelt oder im geselligen Verkehr unter einander

sich treffen, und diese Verhältnisse werden immer verwickelter und ausgebildeter, je mehr das Leben im Staate sich gestaltet, denn societas est mater rixarum. Daher ist auch alle Fortbildung eine geschichtliche, an die Sitten und Gewohnheiten des Volks sich anlehnende. Wenn also gefragt wird, woher stammt das Recht und wie entwickelt sich dasselbe? so kann nur geantwortet werden: einzig aus dem Leben eines Volkes in den Gegenwirkungen der Gewohnheiten, der öffentlichen Meinung und der gesetzgebenden Gewalt; eine göttliche Gesetzgebung ist nur aus einer Verwechselung der Vernunft mit der Offenbarung entstanden; und auf die andere Frage: was ist Recht oder Unrecht? ist die Antwort: was die Gesetze gebieten oder verbieten. Dieser Entstehung des positiven Rechts und seinem geschichtlichen Charakter gemäß besteht auch das Studium dieser Wissenschaft in Aneignung der Ueberlieferungen der Vergangenheit und in Erkennung der Quellen derselben, mögen diese nun geschriebene oder ungeschriebene, fremde oder einheimische sein, um sich Gesetzeskunde zu verschaffen. Wenn daher Mephistopheles seine Meinung dahin angiebt: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewge Krankheit fort; Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte, Und rücken sacht von Ort zu Ort. Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage; Weh dir, daß du ein Enkel bist! Vom Rechte, das mit uns geboren, Von dem ist leider! nie die

Frage:" so ist, was den ersten Vorwurf betrifft, der etwa so viel sagen will: ist einmal eine Sache herkömmlich, so wird sie geheiligt und vertheidigt, dieß leider der Gang aller menschlichen Einrichtungen, daß beim Fortschreiten der Lebensausbildung ein Gesetz Unsinn und eine Wohlthat Plage wird, wenn die Form vom Geist verlassen da steht und doch noch ihre Gewalt ausübt. Was aber den zweiten Vorwurf betrifft, so verliert der Mensch allerdings eine Freiheit, die er in jenem erdichteten Naturzustande haben soll, und die auch nur die bekannte Freiheit der Cannibalen ist — denn frei ist, wer dem Gesetz gehorcht — sobald er in die menschliche Gesellschaft tritt; aber das Recht entstand ja gerade, damit die Harmonie, durch welche jedes einzelne Hauswesen eben sowohl als das All der Dinge besteht, so selten als möglich gestört werde. Indessen leitet uns dieser Spruch zu zwei Aufgaben, die uns auf eine höhere Stufe stellen und eine Philosophie des Rechtes begründen. Die erste ist nämlich eine auf Geschichte und Rechtskenntniß gegründete Beurtheilung des Geistes der Gesetze, die Völker und Zeiten herab. Die Lösung dieser Aufgabe, der zuerst Aristoteles in einem verloren gegangenen Werke über Staatsverfassungen näher trat und die dann Montesquieu in neueren Zeiten in seinem Buche bestimmt ins Auge faßte, bringt Gesetz und Staat in engere Beziehung und läßt über den ins einzelnste gehenden privatrechtlichen Verwickelungen die gro-

ßen Interessen des Staatslebens und seiner Formen nicht aus den Augen verlieren. Denn obgleich Scharfsinn und Eleganz in Entscheidung von Controversen oder Feststellung von Rechtsverhältnissen gezeigt werden kann, und für ein bürgerliches Leben, das im Genuß oder Erwerb befangen ist, ein recht bestimmtes Landrecht wünschenswerth und heilsam ist, so läßt sich diesem Treiben doch noch ein höherer Gedanke abgewinnen, der seinen Blick auf eine schöne und würdige Gestaltung des Völker- und Staatslebens richtet, und darin Gesetz und Gericht als die wesentlichsten Mittel erblickt. Denn alle Gesetze und Gerichte haben nur für und in dem Staat Bedeutung und sollten sich auch nur in gegenseitiger Wechselwirkung bilden. Doch diese Aufgabe bleibt an sich noch unvollkommen und weist auf eine zweite und höhere zurück. Diese spricht sich in folgenden Aeußerungen aus. Du sagst: „Recht ist, was die Gesetze gebieten." Das ist meine Meinung nicht. Wer giebt die Gesetze? Du antwortest Herkommen und Herrschergewalt. Wie können mich diese lehren, was Recht ist? Die Gewalt, die sie üben, kann eine unwürdige sein! Recht ist, sage ich, was die Vernunft spricht, denn sie allein ist Gesetzgeberin, es giebt also neben jenem willkürlichen noch ein anderes ursprüngliches, ein ewig geltendes, natürliches Recht. Die Gestaltungen des bürgerlichen Lebens mögen sein wie sie wollen, sie sind zu tadeln, wenn sie diesem ewig wahren widersprechen; wir stellen

Vernunft oder Natur den Menschensatzungen entgegen und vertheidigen das Wesen des ursprünglich Gerechten. Wie denkst du dich mit einem solchen Gemeinspruche wie jener ist zu trösten: sic vixere patres et sic nos vivimus omnes; wir wollen gerade nicht so sondern besser und fortschreitend leben. Schon haben wir manche Rechte, wie sie sich nennen, abgeschafft, — denn was der Stärkere wollte oder Gewohnheit einführte, das nannte man Recht und es fehlte auch nicht an Gelehrten, die sie interpretirten und glossirten — und noch denken wir einige folgen zu lassen. Neben diesen Aeußerungen läßt sich eine Stimme wie Kants hören: „Es ist ein alter Wunsch, der wie weiß wie spät einmal in Erfüllung gehen wird: daß man doch endlich einmal, statt der endlosen Mannichfaltigkeit bürgerlicher Gesetze ihre Principien aufsuchen möge, denn darin kann allein das Geheimniß bestehen, die Gesetzgebung, wie man sagt, zu vereinfachen." Es sträubt sich also, wie wir sehen, der freie Geist gegen positive Satzungen und will neben dem auf äußeres Zeugniß sich stützendes positives ein durch eigene Einsicht zu erkennendes natürliches Recht, wenigstens verlangt er eine Begründung, indem er die Principien aufsuchen will. Hier thut sich also die wichtige Untersuchung über das Verhältniß der Philosophie zur Erfahrung und positiven Rechtswissenschaft hervor und zugleich das Verhältniß des Naturrechts oder besser Vernunftrechts zum positiven. Dieß mag aber sein, welches es wolle,

so scheinen doch Philosophie und Geschichte die beiden Augen der Rechts-Wissenschaft zu seyn; das eine ohne das andere ist sie einäugig. Darüber können wir nun keine weiteren Untersuchungen einleiten, ich habe nur nöthig das Bedürfniß der Philosophie zu zeigen, wenn auch vielleicht nur, um durch sie eine falsche Anwendung derselben zu verdrängen. Gewiß ist aber, daß dieselbe immer die leitenden Ideen gab und ohne sie jeder ein Knecht im Reiche der Wissenschaft war; die welche entgegengesetzter Meinung sind, mögen auch immerhin einwenden, daß sie in die Tiefe hinabstiegen und in die Sache selbst eindrängen, während die Philosophen nur in der Höhe über dem Ganzen, wo viel Wind wäre, schwebten. Philosophischer Geist ist der höchste, und der wahre ist der, welcher das Einzelne über dem Allgemeinen und Nothwendigen aus den Augen verliert und daher an Principien und Ideen zu den letzten und höchsten Zwecken des Lebens hinaufsteigt. Dieser wahre Geist der Philosophie spiegelt sich in der Politeia des gottbegeisterten Platon, in den politischen und ethischen Büchern des nüchternen aber scharfsinnigen Aristoteles, der, nach Göttlings treffendem Ausdruck, am Grabe der griechischen Freiheit und an der Wurzel des aufstrebenden Königthumes stand, er schwebt als Stoicismus über den Rechtsbüchern der Römer, er erschuf in den neueren Zeiten die Kritik der Gesetze, Natur- und Völkerrechte, Staatstheorien und die mancherlei ethischen An-

sichten und endlich des tiefsinnigen Kants erhabene Lehre vom Primat der praktischen Vernunft, dem Reich der Zwecke, dem ewigen Frieden und einem Weltbürgerrecht. Derselbe Geist verbrennt Bullen und Edikte, löst den Sklaven die Fesseln, zertrümmert die Lehnsverhältnisse, macht alle Menschen gleich an Adel vor Gott und dem Gesetz und beugt sich vor niemand als der Erhabenheit der Pflicht und der Hoheit der Menschenwürde; er ist es endlich, der die Pechfakel des Aufruhrs schleudert und im blutigen Morgenroth der Freiheit rächend aufgeht oder sterbend gleich Cato von der Bühne abtritt. Wir können den Wurm vor dem Throne der Gewalt sich krümmen sehen, aber der freie Mann wird lieber sterben als der Niederträchtigkeit huldigen.

Sehet da die Hoheit und die Gefährlichkeit der Philosophie, wenn sie Ideen huldigt; sie bekämpft Aberglauben und Ungerechtigkeit, wo sie dieselben findet, und läßt sich durch nichts binden als sich selbst, daher sie auch mit Recht die freie genannt wird. So haben wir sie bisher in Leben und Kunst und Wissenschaft gefunden. Der lebendige und nothwendige Anfang alles höheren Geisteslebens ist ihr Studium oder ihr Dienst.



VI.

An den Vorwurf, den ich in der letzten Stunde abhandelte, schließt sich der heutige unmittelbar an. Ich besprach in ihr das Verhältniß der sogenannten positiven Wissenschaften, der Theologie und Jurisprudenz, welche sich beide ans menschliche Leben lehnen, zur Philosophie, und lasse nun heute die Naturwissenschaften folgen, um sie ebenfalls in nähere Beziehung zu dem Mittelpunkt aller unserer Betrachtungen zu bringen. Wie ich dort von dem Boden der Geschichte ausging, so wird mir jetzt der Anblick der Natur die Grundlage, auf der sich das Gebäude erhebt. Ich habe dadurch das Reich der gesammten Wissenschaft in zwei Theile zerschnitten, von denen ich zu behaupten scheine, daß sie in ihrer Vereinigung ein vollendetes Ganzes darstellen. Nun kann man allerdings gar vielfache Einschnitte machen, und wie den menschlichen Körper, so auch den organischen Leib der Wissenschaft bis ins Einzelnste zergliedern und die zergliederten Theile griechisch, lateinisch oder deutsch, wie einem jeden die Laune steht, benennen; es wird aber viel ersprießlicher sein, die Vorstellung und das Bild des Ganzen nie aus den Augen zu verlieren und vor allen Din-

gen zuzusehen, aus welchen Anfängen und Keimen sich denn der ganze Baum menschlicher Erkenntnisse entwickele. Man verliert bei diesem Verfahren niemals die Lust, auch wachsen die Kräfte gleichsam in dem Maße, als die Zweige des Wissens sich nach allen Richtungen auszubreiten streben.

Alle menschlichen Erkenntnisse stammen aus Wahrnehmungen einer äußeren und inneren Welt, deren beide Seiten Natur und Geschichte sind, und erweitern sich von hier aus durch stets neue Erfahrungen, welche im Fortlauf der Zeiten das eigenthümliche Wesen der Einzelnen wie der Völker gestalten. Die eine dieser Richtungen, die in das innere bürgerliche Leben verläuft, haben wir bisher verfolgt, es bleibt uns noch die andere, obgleich ihr untergeordnete, aber nicht minder wichtige, die von der Kenntniß der äußern Natur ausgeht und dem Leben seine äußere Sicherheit und Haltung giebt, zu betrachten übrig. Da uns nun bisher immer die Philosophie begegnete, wenn wir getrieben von dem dunkeln Gefühl der Wahrheit nach letzten Gründen forschten und einen Punkt suchten, bei dem wir als dem letzten stehen bleiben könnten, so können wir wohl vermuthen, daß sie auch hier wirksam sein werde. Wir werden zuerst ein Bild von dem großen Ganzen der Naturwissenschaften entwerfen, und dann sehen, wie ihre Stellung gegen die Philosophie sei.

Auf der wohlgegründeten Erde steht der Mensch, unermeßlich wölbt sich um ihn der blaue Himmel.

Am Tage sieht er die Sonne ihre Bahn laufen und der Erde Licht senden, des Nachts ein zahllos Sternenheer die Finsterniß durchbrechen. Am Himmelsgewölbe vollenden Sonne, Mond und Sterne in abgemessenen Bahnen dieselben Kreise; um ihn auf seinem Standorte waltet Bewegung und Veränderung, Wechsel der Gestalten, ein ewiges Kommen und Schwinden; er selbst, von Sorge und Kummer und Gedanken bewegt, kommt mit der Welle des Lebens und die Welle begräbt ihn. Wie kurz aber auch sein Dasein sei, die Natur weckt nicht allein seine staunende Verwunderung und den tiefen Schauer des Göttlichen, der sich in ihr zu regen scheint, sie ruft nicht nur Fragen hervor, die er so gut er kann beantwortet, sondern sie wird auch der Gegenstand seiner Thätigkeit und Arbeit; im Kampfe mit ihr muß er sein Leben fristen, ihrem Gange gemäß kann er nur seine Zwecke erreichen. Sie ist also nicht nur die Mutter aller Dichtungen und die Amme der ältesten Philosopheme, welche die Erzeugung der Dinge, die Räthsel der Welt- und Menschenbildung, wie sie aus der Nacht des Chaos an das Licht des Tages hervorgegangen sei, aus der Beschauung und dunkelen Ahndungen zu entwickeln strebten, sondern auch und vorzüglich die Dienerin und Gehülfin menschlicher Zwecke für die Zeit, da er als Sohn der Erde ihr angehört. Es bildet sich also gleich von Anfang an eine dreifache Ansicht der Natur, wie sie der Dichter, der Naturphilosoph und der

die Erfahrung befragende Geschäftsmann auffaßt. An den Farben der Dichtung und den Klängen der Leier erfreut sich unser Herz, ohne mehr als Darstellung unserer Gedanken und Gefühle zu verlangen, ihre Wahrheit ist die Wahrheit der Schönheit, eine andere verlangen wir nicht. Ganz verschiedene Ansprüche machen die beiden anderen, der Naturphilosoph und der erfahrungsreiche Geschäftsmann, beide versprechen uns Wahrheit, beide aber scheinen nach den entgegengesetztesten Zielen hin zu wollen. Während der eine von den Belehrungen des täglichen Lebens ausgeht und nur das äußere Wohl des Menschen vor Augen hat, stellt der andere eine großartige Ansicht auf. Seinen Blick von den menschlichen Angelegenheiten abwendend, will er nur seinem Trieb nach Wissenschaft genügen und der Betrachtung des Göttlichen selbst obliegen. Diese beiden Richtungen sind die zwei auch durch die Geschichte bestätigten Eingänge in die Naturwissenschaft. Sie unterscheiden sich durch Methode und Gegenstand, treffen aber in vielen Berührungen zusammen. Sie sind um so mehr zu beachten, als in ihnen ein leitendes Princip für die geschichtlichen Schicksale dieses Erkenntnißzweiges liegt. Der Naturphilosoph stellt sich zunächst die erhabensten Aufgaben, die aber genauer besehen immer eine Geschichte der Erde und des Himmels, eine Geschichte des Werdens und Entstehens der Dinge, Kosmogonie, bezwecken und das Endliche mit dem Unendlichen

verknüpfen sollen, und die, ob sie gleich von der Betrachtung, wie das Auge sie giebt, ausgehen, dennoch durch den Begriff und die Forschung die Antwort suchen. Aus dieser Quelle stammen alle jene physikalischen Philosopheme, die, man weiß nicht recht, ob Phantasiegebilde, Religionslehre oder Wissenschaft sein sollen und durch den Reiz des Wunderbaren und des Geheimnißvollen oder der großen Ansichten, die sie darbieten, so hinreißen und sich Jünger machen. Dahin gehören alle jene Fragen vom Ei des Anfanges, von der Wesenheit in den Dingen und ihrer Form, von dem Verhältniß des Körper- und Geisterreichs, den Wandelungen der Dinge und dem Weltuntergange. Neben diesen großen Fragen verbreitet das Bedürfniß und der gesellige Verkehr der Menschen unter einander Kenntnisse von der Erde, die sie bewohnen, und es wächst die Summe der Beobachtungen, die man über Himmel und Zeiten anzustellen genöthigt war; vor allem aber nöthigt das fortschreitende Leben die Menschen zu mancherlei Werken der Betriebsamkeit, und häuft eine Menge Erfahrungen, durch welche der Wohlstand gesichert und die Herrschaft über die Natur immer mehr und mehr errungen wird. Von diesen auf dem Wege der Erfahrung erlangten Naturkenntnissen zeigt sich vorzüglich eine doppelte Anwendung. Der Arzt verwendet sie zur Erhaltung und Schützung der Gesundheit, jeder andere Geschäftsmann, Ackerbauer, Handwerker, Hirte und Schiffer, Jä-

ger und Krieger zur Förderung des Gewerbfleißes und der Erreichung mancher besonderen Zwecke. Von diesen zwei Anfängen sehen wir im Orient, in Aegypten, in Griechenland, Italien und wo sonst wissenschaftlicher Geist sich regte, alles thätige Streben ausgehen, und obgleich die eine die übergeordnete, die andere die untergeordnete ist, breiten sich doch beide nach verschiedenen Richtungen aus; die eine nimmt täglich an Umfang und Inhalt zu, während die andere ihre Fragen in immer anderen Formen vorträgt und gleichsam beliebige Antworten giebt. Denn noch zügelt nicht die Kühnheit jugendlicher Einbildungskraft die furchtsame Bescheidenheit des reifen Verstandes. Zwischen diese Bestrebungen tritt mitten hinein als Ordnerin die Mathematik, deren Anfänge die Anfänge aller wahren Wissenschaft gewesen sind, und deren Natur es zu sein scheint, uns allein Sicherheit, Gewißheit und Festigkeit zu gewähren; indem sie beide verbindet, gewinnen sie beide erst Halt durch sie.

So stehen also in diesen Dingen die Verhältnisse. Um nun in dieselben, behufs unseres Hauptzwecks, Einsicht zu erlangen, wollen wir den Gegenständen der Natur etwas näher treten und vorzüglich fragen, wie wir denn eine Kenntniß von ihnen verlangen? Wir denken uns die Welt als ein Ganzes, von welchem die Erde ein Theil ist. Dieses Ganze ist einmal da und dann ist es geworden. Beides führt mithin auf eine

Auffassung des gegenwärtigen Zustandes und eine Erzählung der zeitlichen Entwickelung. Obwohl nun die letztere, die man eigentlich Naturgeschichte nennen sollte, unmöglich genügende Resultate liefern kann, ohne die genaueste Kenntniß der Gegenwart, da man nur aus dieser die Vergangenheit muthmaßlich enträthseln kann, so war es doch sehr natürlich, daß die ersten Forschungen an solche Deutungen sich hingen und in der Erzeugung der Dinge (φύσις) fast einzig die Aufgabe aller Naturforschung erblickten. Was aber die Vorzeit von ihr sagt, zerstören jederzeit wieder die Bemerkungen der Enkel und so wird es fortgehen, so lange die oben gestellten Bedingungen nicht erfüllt sind. Die Auffassung aber des gegenwärtigen Zustandes der Dinge stellt uns die Aufgabe einer Naturlehre derselben. Ihrer vollständigen und genügenden Darstellung geht aber zunächst eine Aufzählung und Beschreibung aller Dinge der Welt nach ihren eigenthümlichen Kennzeichen vorher, als Naturbeschreibung, welche wohl herkömmlich aber zweckwidrig Naturgeschichte genannt wird. Sie selbst aber die Naturlehre hat es nun mit dem Sein und Werden jener Dinge in Raum und Zeit nach Gesetzen, denen sie unabänderlich unterworfen sind, zu thun. Was wir an ihnen wahrnehmen, ist ihr Dasein im Raum und ihre Veränderungen in der Zeit, wovon jenes durch diese in der Wechselwirkung der den Dingen einwohnenden Kräfte bedingt ist. Neben den qualitati-

den Veränderungen kommen daher vorzüglich Bewegung und Gestaltung und die Gesetze, nach denen beide erfolgen, in Betrachtung. Da wir nun eigentlich nur zwei Gebiete kennen, die himmlischen Körper, unsere Erde und ihr gegenseitiges Verhältniß, so erscheinen als die Ziele aller Naturforschung Astronomie und Geonomie. Die erstere eilte mit schnellen Schritten ihrer Vollendung zu, die andere hingegen ordnet sich langsamer und mühsamer zur Wissenschaft. Von den Himmelskörpern wissen wir nur ihre Bewegungen, Größen, Entfernungen und gegenseitigen Lagen, die Erde hingegen, mit einem Dunstkreis umgeben und von den Gestirnen beleuchtet, bietet in ihrer Lage gegen diese und in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit einen reichhaltigern Gegenstand der Untersuchung dar. Der unendliche Reichthum der Gestalten, den die Zeit hervorruft und wieder vernichtet, das Wirken der Kräfte an ihr, wodurch ihr wechselvolles Leben in Verwesung und Wiedergeburt besteht, das ist es hauptsächlich, was uns beschäftigt. Da aber die Erde eine solche Vielartigkeit der Erscheinungen darbietet, welche, trotz ihrer gegenseitigen Abhängigkeit in den ihr Leben und das Bestehen der auf ihr befindlichen Wesen bedingenden physischen und physiologischen Processen, doch nur in ihrer Getrenntheit zu näherer Erforschung vor das Auge des Beobachters gebracht werden können, so hat sich die Wissenschaft derselben wie keiner andern in viele

Zweige und Aeste vertheilt, daß auch darin ihr großer Reichthum sich kund giebt, der nebst ihrer Lebendigkeit ihr wesentlichstes Kennzeichen ist. In dieser Verzweigung ihrer Theile geht sie von der Bewegung durch die Erscheinungen der Schwere, der Wärme, des Lichtes, des Schalles, der Elektricität, des Magnetismus, der Chemie, der Morphologie, die unmittelbar oder mittelbar auf den Grundtrieb der menschlichen Organisation sich beziehen, zur Auflösung der Dinge in ihre Elemente und den verschiedenen Formen der Aggregation vom Luftförmigen bis zum Starren einer bestimmten Gestalt in Stein, Pflanze und Thier fort. Haben wir aber eine hinlängliche Kenntniß der Einzelwesen erlangt, sind wir in den Besitz der Gesetze, von welchen ihr Bestehen und ihre Veränderungen abhängen, gekommen, so ist das letzte Ziel der Wissenschaft, wie es ihr Anfang war, die Darstellung der Wechselwirkung zum Bestehen des organischen Alles der Dinge.

Der Einsicht in das Einzelne und Ganze bemächtigen wir uns nun auf zusammengesetzte und vielfach verwickelte Art. Sie wird indessen im Ganzen schon durch den Gang, welchen die Ausbildung der Wissenschaft im Großen nahm, angedeutet; Philosophie, Mathematik und Erfahrung steuern auf gleiche Weise bei. Zunächst ruht alle Naturforschung auf Beobachtung der Gegenstände und ihrer in den Veränderungen erscheinenden Beschaffenheiten. Zu diesen Beobachtungen gehört nicht nur Zeit und

Ausdauer sondern auch ein scharfer Sinn, der unbefangen und vorurtheilsfrei vernimmt, was ihm geboten wird. Sehr vieles entzieht sich aber den Sinnen oder kommt wenigstens nicht in die Lage, in der ich es beobachten kann. Es war daher ein unendlicher Fortschritt, den wir der neueren Zeit verdanken, die Natur um ihre Geheimnisse zu befragen und sich durch Versuche von ihr belehren zu lassen. „Denn, wie Kant sagt, die schiefe Fläche des Galilei, der Perpendikel des Huygens, die Quecksilberröhre des Torricelli, die Luftpumpe des Otto Guerike und das gläserne Prisma des Newton haben uns den Schlüssel zu großen Naturgeheimnissen gegeben." Durch Beobachtung und Versuche streben wir die Erscheinungen auf gewisse und unzweideutige Thatsachen zurückzuführen, die gleichsam die Buchstaben der Schrift sind, in welcher die Natur geschrieben ist. Jetzt kommt es weiter darauf an, aus den beobachteten Erfahrungen auf die Gesetze zu schließen, die ihnen zu Grunde liegen und die stete Wiederkehr derselben veranlassen. So legten die Beobachtungen des Tycho de Brahe, welche er an den Bewegungen des Himmels anstellte, die Grundlage zu den Berechnungen, die der geldarme aber geistesreiche Kepler unternahm. Es soll die Beobachtung einer Erscheinung allgemein ausgesprochen und das Gesetz ihrer Wirkungsweise bestimmt angegeben werden. Da nun die Körperwelt für uns nur ein Gegenstand wird, daß sie zeitlichen und räumlichen Bestimmungen in

Maß und Rechnung unterworfen ist, so wird Mathematik der Boden aller Wahrheit der Naturerkenntniß. Indessen hängt doch auch die Art und Weise, wie wir die Erscheinungen auf Gesetze zurückführen und Kräfte voraussetzen, so wie die Grundansicht der Auffassung der ganzen Natur nicht wenig von philosophischen Voraussetzungen ab, welche, einmal aufgefunden und gegen jeden Einwurf gesichert, der Wissenschaft die letzte Vollendung geben. — So vielseitig ist das Studium der Natur und so vielfache Kräfte nimmt es in Anspruch, inzwischen hat es doch zwei Seiten, die ihm förderlich sind und die wir noch kurz berühren wollen. Die Geschichte einer Wissenschaft ist von ihrer Darstellung verschieden, jene erzählt, wie sie geworden, diese beschreibt ihren zeitigen Zustand. In ihr findet Naturwissenschaft nicht für nöthig, alle möglichen einmal herrschend gewesenen Meinungen, welche der Erfolg widerlegt hat, aufs neue aufzuführen, wie dieß z. B. in den positiven Wissenschaften der Fall ist, sondern schreitet unaufhaltsam fort, in neuen Beobachtungen, Erweiterung der Gesetze und Berichtigung der Erklärungen, nur das festhaltend, was sich bewährt hat. Langsam reift die Wahrheit, aber die Frucht lohnet das Streben. Dann ist dieselbe niemals zurückgeschritten, auch gestattet sie dem Skepticismus keinen Eingang; was wahrhaft ein Naturgesetz ist, wird es wohl auch in alle Ewigkeit bleiben.

Durch den vereinten Fleiß so vieler Naturforscher, die jetzt überall beobachtend, zergliedernd, versuchend eindringen, hat sich die Wissenschaft so erweitert, daß wir dieselben sich in das ungeheuere Gebiet theilen sehen, der einzelne hält einen Zweig für hinreichend ein ganzes Leben zu beschäftigen. Dieß gilt den Theoretiker wie den Praktiker, so daß der Physiker neben dem Chemiker, der Optiker neben dem Mechaniker steht, und der Mundkoch vom Garkoch geschieden wird; wie im alten Aegypten jedes Glied nach Herodot seinen eignen Arzt gehabt haben soll. Wir finden dieß natürlich, so lächerlich es uns scheint, wenn ein Theolog sich rühmte, ich lege mich vorzüglich auf die Lehre von der Erbsünde oder der Trinität, oder ein Jurist der Controversen wegen genug gethan zu haben glaubte, wenn er ausschließlich das Erbrecht mit Vernachlässigung der übrigen betriebe. Ich sage wir finden dieß natürlich bei den Natur-Wissenschaften und würden einen, der sich der Vielwisserei rühmte, wohl mit der Gans der Fabel vergleichen. Ich kann alles, sagte die Gans, laufen, fliegen und schwimmen. Ja, erwiederte der Adler, aber als Gans, also nichts ganz. Wenn daher Lichtenberg sagt: „das Abpflöcken der Felder der Wissenschaften mag seinen großen Nutzen haben bei der Vertheilung unter die Pächter; aber den Philosophen, der immer den Zusammenhang des Ganzen vor Augen hat, warnt seine nach Einheit strebende Vernunft bei jedem Schritte auf keine Pflöcke zu

achten, die oft Bequemlichkeit und oft Einge-schränktheit eingeschlagen haben", so geht dieser Tadel allerdings auf diese Vereinzelungen in den Wissenschaften, aber nur dann mit Recht, wenn niemand kommt, der die einzelnen Entdeckungen und Gesetze unter einen erklärenden Gedanken vereinigt. Denn gerade dadurch ist unsere Kenntniß so gewachsen, daß, wie in den Fabriken oder in den Thälern von Neuenburg die Uhrmacher jeder nur sein Rad bearbeiten, auch hier eine Theilung der Arbeit eingetreten ist. Diese Erklärung ist denn das letzte und höchste, was in der Natur-Wissenschaft geleistet werden kann, sie ist auch nur ein Werk der neueren Zeit. Sie kann nur gelingen, wenn eine allseitige Kenntniß der Gesetze und Thatsachen vorhergeht und die Erklärung der Rechnung unterworfen werden kann. So ist bisher als einzige und vollendete Theorie die Theorie der himmlischen Bewegungen und der ähnlichen Erscheinungen an der Erde durch Newton und Laplace aufgestellt worden, was aber das Leben der Erde betrifft und vor allen die Construction der Gestaltungen, also gerade das, was uns am nächsten liegt, so scheint dieß noch das tiefste Geheimniß zu decken. Doch ist es beinahe zu loben, wenn niemand Hypothesen macht, ohne sich auf feste Gesetze fußen zu können, weil sonst Schwärmerei und aller Wahnwitz wieder in die Felder eindränge, aus denen er durch vereinte Bemühungen vertrieben war. Diese Uebersicht ge-

nüge, um zum folgenden vorbereitet zu sein.

Wir mögen uns hinwenden, wohin wir wollen, auf allen Seiten tritt uns der mächtige Einfluß dieser Natur-Wissenschaften entgegen. Es ist überall eine handwerksmäßige Ansicht, von dem Nutzen einer Wissenschaft zu reden und sie dadurch zu einem Mittel für anderweitige Zwecke herabzuwürdigen. Es kann gerne sein, daß in den Gegenwirkungen der Bildung des Menschengeschlechts manches förderlich und manches hinderlich eingreift und so mittelbar wirkt, aber als Mittel ist keine erfunden, sondern aus irgend einem Triebe des Menschen hervorgegangen. Man kann daher nur von der Herrschaft sprechen, welche und wie große sie in der Fortentwickelung der Menschheit übe. In dieser ist es nun eigentlich die Natur-Wissenschaft, welche das ganze äußere Leben der Völker erhält und gestaltet, ihre Bedürfnisse vermehrt, den Luxus steigert, die Bequemlichkeit fördert, die Betriebsamkeit belebt und den Grad der Bildung bestimmt, auf der es steht. Man denke nur an die Erfindungen, die durch sie geschehen sind, und man wird sogleich begreifen, wie sie nicht nur alle Gewerbe sondern Handel und Wandel gänzlich umgewandelt habe. Diese Herrschaft über die Natur und ihre Kräfte, die unserm Leben diese Ordnung und Sicherheit giebt, ist aber nur die Seite ihrer Wirksamkeit, von welcher die äußere Gestaltung des Lebens abhängt; Natur-Wissenschaft ist es auch, die auf der andern die Weltansichten umstimmt, den Völ-

kern ihre jugendlichen Träume und Phantasien entreißt und sie einer kalten Wirklichkeit hingiebt. Sie erweitert den Blick über das Rund der Erde, verändert die Vorstellungen von dem Weltbau, verjagt die Ideen aus der Natur und alle unmittelbare Einwirkung von Göttern, Geistern und Genien; und zerreißt den mystischen Schleier, mit welchem das Alterthum das Antlitz der Mutter Isis umhüllte. Sie zerstört die Fabeln der Mythologie, die größtentheils aus Unkunde der Natur und des Erdbodens hervorgingen, und vernichtet den Glauben an Wunder und Weissagungen, die jemals geschehen sein sollen. Wie könnte damals der Lauf der Natur ein anderer gewesen sein als er jetzt ist, wie jemals die fest begründete Ueberzeugung wankend gemacht werden, daß alles mit natürlichen Dingen zugehe? Dadurch geht aber der Glaube an jede positive Religion und an die alten Vorstellungen von Himmel und Hölle unter. Ja man geht noch weiter. Auch der Glaube an Vorsehung, an die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes wird wankend. Wo haben Zwecke im Reiche derselben Platz und wie kann in ihr ein Stein anders fallen als nach dem festen Gesetze einer unverbrüchlichen Nothwendigkeit? Zuletzt wird selbst ein Geisterreich zweifelhaft, denn wie sollte sich nicht wie die Flamme mit dem Lichte so der Geist mit dem Körper verzehren; eine ewige Fortdauer der Seele wird eine Chimäre, und was man Freiheit nennen sollte, erscheint in der Natur unmöglich. Die Erkenntniß aller Ideen oder des

wahren Seins der Dinge, Gottes und der Freiheit und der Seelenunsterblichkeit aus der Natur herholen wollen, wird zum Wahn. Dieser Einfluß der Natur-Wissenschaft äußerte sich freilich erst mit den neueren Jahrhunderten und rief Theologen und Philosophen wider sich auf. Während aber diese eine natürliche Religion aufstellten, suchten jene auf alle Weise entgegen zu steuern und brachten wohl gar den Vorschlag auf, man solle mit der natürlichen Religion den Anfang machen, die positive aber als die schwerere und unbegreiflichere folgen lassen. Trunkenen Gästen zwar giebt man den schlechten Wein, wenn der Geschmack abgestumpft ist, mit Vortheil, aber dem nüchternen und reifen Urtheil muß man immer nur reinen Wein einschenken.

Dieses mächtige Ueberhandnehmen der Naturwissenschaften, deren Resultate so verderblich scheinen, deren Widerlegungen so schlagend sind und deren Methode, von der Sinnesanschauung auszugehen und auf die Treue und das Zeugniß der Sinne zu bauen, selbst auf die Bearbeitung der Philosophie einwirkte, giebt der neueren Zeit ihren Charakter und ihr Gepräge, es ist der Schlüssel des ganzen neueuropäischen Gedankenganges in dem großen Kampfe des Unglaubens und Aberglaubens, wie ihn die letzten Jahrhunderte entwickelt haben. Am interessantesten ist jedoch die Einwirkung, welche sie auf die Gestaltung der Philosophie gehabt haben. Wenn man die praktische Philosophie ausnahm, welche jedoch durch positive Theologie und Juris-

prudenz ersetzt wurde, so war es die Frage, welche Gegenstände die Philosophie behandele, welche nicht richtiger und anziehender auch von den Naturwissenschaften behandelt würden. Ja wurde nicht selbst die Kenntniß des Menschen in den Kreis dieser Wissenschaften gezogen? Es ging aber die alte Sage, und ein dunkeles Gefühl der Wahrheit sprach sich zu laut darüber aus, daß das Lebendige, welches den Menschen beseele, höherer Abkunft sei, daß eine Nothwendigkeit, wie sie das Reich der Natur bezwinge, den menschlichen Willen nicht beugen solle, daß endlich der Gedanke von Dingen im menschlichen Bewußtsein sich finde, welche kein Auge ihm darstelle und welche der tastenden Hand nicht offen liegen. Es galt demnach, von der Zeit gedrängt, eine Aufgabe zu lösen, die sich auf vielfache Weise aussprechen ließe und sich im Ablauf der Geschichte auch wirklich vielfach ausgesprochen hat. Wie befreien wir den Geist von der Materie? fragte Cartesius, und er trennte scharf Körper- und Geisterwelt, und fand in der Seele angeborne Ideen und so war die Gottheit und die Unsterblichkeit gerettet. Wie besteht das Reich der Natur neben dem Reiche der Gnade? fragte Leibnitz, und er ersann seine Lehre von den Monaden und einer vorher bestimmten Harmonie. Andere versuchten es anders. Die Beweise für die Ideen drängten einander und die Teleologie, die Rechtfertigung des Daseins Gottes aus den Werken der Natur, in denen Weisheit, Allmacht und

Güte hervorleuchte, wurde stark angebaut. Sonderbar da dieselbe Natur anderen zum Beweise des Gegentheils diente. So weit ich auch mein Fernrohr richte, rief Lalande, nirgends gewahre ich den Finger Gottes. Aus demselben Zeitgeiste geboren, denn wer könnte anders als ein Sohn seiner Zeit sein, trat Kant auf und nahm dieselbe Frage auf, die er sich aber so stellte: wie ist Freiheit, welches die erste Bedingung eines sittlichen Handelns ist, mit dem Gesetz einer äußeren Naturnothwendigkeit zu vereinigen? Zur Lösung dieser Frage stellt er die tiefsten Untersuchungen der menschlichen Vernunft an, und indem er einerseits ein noch festeres Gerüst für alle Naturwissenschaften aufstellt, als je vor ihm einer gethan, eröffnet er in unserm Geist und dessen Vermögen der Freiheit, das kein objectives Wissen, sondern ein subjektives Gefühl kund gebe, Aussichten auf eine Welt, die uns nur im Spiegel der gegenwärtigen erscheint. Alle Widersprüche der Vernunft über das Wesen der Dinge löste er durch das räthselhafte Dasein des Menschen, welcher ein Sohn der Zeit und ein Erbe der Ewigkeit ist. Unter seinen vielen Nachfolgern scheint Fries ziemlich der einzige zu sein, der seine Lehre nicht nur angenommen, sondern sie auch vertheidigt und erweitert hat, und zwar hauptsächlich wohl deswegen, weil er auch dem Standpunkt der Methode Kants obgleich nicht ohne Eigenthümlichkeit treu geblieben und kein Fremdling in der Naturwissenschaft ist, deren weitere Ausbildung eben auf diese Aufgaben geführt hat.

Es könnte zwar scheinen, als sei diese ganze Darstellung unrichtig und entspreche nicht dem Gange der neueren Bildung, und es könnte daher gar leicht sich ereignen, daß ein anderer einen andern Umriß entwürfe und mit andern Farben zeichnete. Aber wer sorgfältiger in die Geschichte eingeht und den geheimsten Tiefen nachspäht, aus denen die Umwandelung des Zeitgeistes hervorging, der wird wohl nicht abgeneigt sein, den hier angedeuteten Bemerkungen seine Zustimmung zu geben. Ein solcher wird aus dem Verlauf der neuen Bildung doch sicherlich, was das Wechselverhältniß der Philosophie und der Naturwissenschaft betrifft, folgendes abnehmen: Je besser wir die Körperwelt kennen lernten, desto enger wurden die Grenzen des Geisterreichs, und je mehr das Gebiet der Naturwissenschaft sich erweiterte dadurch, daß sie immer mehr und mehr in den Kreis der Erklärung zog, auf desto unsichrerem Boden stand die Philosophie. Es blieb ihr am Ende nicht viel mehr übrig, als zu vernünfteln oder wortreich zu schwatzen, womit aber einem gründlichen und gediegenen Naturforscher sehr wenig gedient war, die daher auch die Philosophen sich unter einander unterhalten ließen, während sie selbst die Natur in ihren geheimsten Tiefen belauschten. Langsam zwar erzieht die Erfahrung und nicht ohne viel Verlust der Zeit und Kraft, aber sicher, und wovon konnten sie fester überzeugt sein, als was ihr Auge sah und dessen Wahrheit

sich mit jeder wiederkehrenden Erscheinung bestätigte. Erfahrung ist die erste Belehrung und unerschöpflich an immer neuen, ja überhaupt die einzige Lehrerin, und tritt Mathematik mit Maß und Rechnung hinzu, ist sie untrüglich und wahr, wie das Urbild selbst die Mutter Natur. Es galt also das Dasein einer Philosophie überhaupt und die Rechtfertigung ihrer Ansprüche, die sie seit Jahrtausenden gemacht hatte, und die Frage, auf die sich die Entscheidung zurückführen ließ, war: giebts eine rein vernünftige Erkenntniß und wie lassen sich zu gleicher Zeit die Ansprüche der Wissenschaften mit den Ahndungen vereinigen, welche die Fülle des Schönen und der Schauer des Erhabenen beim Anblick der Natur erregt, und die uns anwandeln bei der Vollbringung einer bösen That? Vor wem erschrecken wir im Gefühl unserer Schuld? vor uns selbst? aber doch nicht vor uns selbst, die wir es verübt haben, und warum erschrecken wir überhaupt? Es kommt also darauf an, nicht nur mit lebensfrischer Begeisterung diese ahndenden Gefühle auszusprechen sondern mit kräftiger Besonnenheit ihren Grund und Boden aufzusuchen, aus dem sie hervorsprossen. Das war offenbar der größte Kampf, den die Philosophie bisher gekämpft hatte, nicht gegen andere, sondern mit sich selbst, und diesen Kampf rief das Verhältniß und der Einfluß hervor, welchen die Natur-Wissenschaft in der Ausbildung der Menschengeschichte übte. Jene jugendlichen Phantasien waren zerflossen wie

das Morgenroth, wenn die Sonne herauf steigt, die Träume, in denen man bewußtlos schwärmte, ausgeträumt, man wurde schrecklich inne, in welcher Wirklichkeit man lebe und wie der wache Sinn so ganz anders schaue als die mit Erinnerungen einer andern Welt erfüllte Einbildungskraft. Man erfreut sich wohl des durch den Nebel dringenden Sonnenlichtes, in welchem die Geschäfte des Tages so munter vollführt werden können und ein reges Treiben das Rund der Erde belebt, erinnert sich aber doch auch der Nacht, die mit ihren tausend Sternen auf ein Jenseits weist und den Glauben zum Aufwärtsschauen aufmuntert. Aber vertraut getrost der Philosophie, sie führt euch wieder zurück zur kindlichen Einfalt aber mit Selbstbewußtseyn. Glaubensvoll hängt das Kind an des belehrenden Lehrers Munde, flieht nach Hülfe zu dem Schooße der Mutter, aber selbst ist der Mann, er vertraut allein sich und seinem denkenden Geiste. So trat aus dem Paradies der Kindlichkeit, von Offenbarung geleitet, die Menschheit heraus in das Labyrinth der Zweifel und Verirrungen, Philosophie allein aber bietet den Faden dar, der uns sicher heraushilft.

Nach alle diesem wird es Sie nicht befremden, wenn ich Sie ermuntere, dem Studium der neuen Philosophie das der Naturwissenschaft entweder vorauszuschicken oder folgen zu lassen. Plato pflegte, wie erzählt wird, an die Thüre seines Hörsaals zu setzen: μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω;

vielleicht sollte man heute noch καὶ ἀφυσιολόγητος lesen. Die ganze neuere Philosophie hat nur Sinn und Bedeutung, wenn sie auf diesem Boden erwächst, wie sie denn auch geschichtlich aus ihm aufgegangen ist und nicht, wie man gefabelt, aus dem wieder erweckten Studium griechischer und hebräischer Weisheit. Auch scheint es, daß derjenige, der blos philologisch gebildet an sie geht, zwar sehr geschickt ist, die alten Irrthümer zu wiederholen z. B. vom trocknen und nassen, leeren und vollen, warmen und kalten, den Elementen, den Atomen, der Entelechie und der Weltseele, aber zweifelhaft findet, ob denn wirklich das Copernicanische System gelte oder Newtons Gravitationstheorie, da weder Anaxagoras noch Aristoteles dasselbe erwähnen. Aber wen sollte nicht selbst schon dieses Studium anziehen, das mit Zauber und Zaubereien, wie die Natur selbst, umgeht und den in ihren Kreis gebannten auf immer festhält? Der Reichthum der Gestalten und der Wechsel der Erscheinungen regt immer aufs neue die Aufmerksamkeit und gewährt mehr Unterhaltung als sie Anstrengung verlangt. Alles Fortschreiten ist ein sicheres und jede Unternehmung trägt Früchte. Außerdem ist es hier beinahe allein, wo die neuere Zeit getrost eine Vergleichung mit der alten aushalten kann. Wer daher stolz ist, ein Sohn eines andern Landes und ein Zögling einer andern Zeit zu sein, und römischer socius oder griechischer μέτοικος oder gar Helot zu heißen verschmäht,

wird sich freuen doch in einem Felde der Wissenschaft Ruhm zu ärndten, das die Vorwelt unbebaut ließ und wohl auch lassen mußte. Dasjenige, was ich in gegenwärtiger Stunde vorzutragen versuchte, führt uns unserm Zweck am nächsten und ist es wahr, so standen wir nirgends so nahe an dem innersten Kern der Philosophie, so oft uns auch schon ihr Geist umwehte.



VII.

Nachdem wir nun die Philosophie ihrer Entstehung und ihrem Einflusse nach, der in fast alle Verhältnisse des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft sich erstreckt, verfolgt und bei näherer Betrachtung überall gefunden haben, wie gewaltsam und unaufhaltsam sie Zeiteigenthümlichkeit und Zeitgeist verändert und neu gestaltet, wird es nicht nöthig sein, etwas von der Nothwendigkeit oder dem Werthe ihres Studiums zu sagen, was jedem einleuchtet, der nur irgend selbstthätig an dem gemeinsamen Werk der Menschheit arbeiten will, da sie ja wie wir gesehen haben mit allen menschlichen Interessen in Verbindung steht und jede Zeit ihrer als Lenkerin bedarf. Sie hat eine weltgeschichtliche Wichtigkeit und giebt jedem Jahrhundert seine Ueberzeugung. Auch abgesehen davon, daß keine Wissenschaft des Nutzens wegen erfunden ist, sondern dieser immer die Folge ist, so fördert gerade Philosophie nur auf ihre Weise die Zwecke der Menschen. Vielleicht aber wird es nur um so nöthiger sein, dieser Wissenschaft und ihrem Studium noch einmal näher zu treten, um zu sehen, was sie denn selbst und ihr Studium, das Philo-

sophiren, sei. Denn dieser vielseitige Einfluß eben, den wir sie äußern sehen, und die Wandelungen und vielfachen Gestaltungen, die sie im Laufe der Zeit annimmt, ja selbst die beständige Zertrümmerung philosophischer Gebäude, lassen zwar keinen Zweifel aufkommen, ob sie wirklich vorhanden sei, da ja die Spuren ihrer Fußtritte so kenntlich sind, erregen aber vorzüglich dieser ihrer Geistigkeit wegen Bedenken, ob sie sich denn durch Begriffe fassen lasse und wie dieß geschehen könne. Ja wenn alle anderen Wissenschaften ihre Benennungen von den Gegenständen, auf die sie gerichtet sind, entlehnen, warum sie allein nicht? Warum begnügt sie sich Philosophie (Weisheitsliebe) zu heißen? Besteht sie überhaupt nur in einem wenn gleich wunderbar erfreuenden Streben nach einem nie erreichbaren Ziele? Und sollte sie auch das, was ist der Gegenstand, dem dieses Streben gilt? Welche Weisheit suchen wir? wo finden wir sie? was leitet unsere Untersuchung? und wer bürgt uns für die gefundene Wahrheit, ob es Täuschung sei oder Irrthum oder Traum?

Zur Erörterung dieser Fragen lassen Sie uns einige Betrachtungen anstellen. Was ist Philosophie? pflegt derjenige zuerst zu fragen, der sich ihres Begriffes bemächtigen will, und geht, hat er eine Bestimmung derselben vernommen, eben so unbefriedigt hinweg als er gekommen war. Und ganz natürlich! Denn nur derjenige besitzt eine hinlängliche Kenntniß der Sache, der sich die Be-

stimmung aus dem Schatze seines eignen Geistes geben kann. Obgleich jemand, der vom Schimpanse sprechen hört und begierig fragt, was ist das, wenig belehrt wird, wenn ich ihm gleich sage, eine ungeschwänzte Affenart, so weiß er doch eben, daß es ein Affe ist, und ist weit befriedigter, als wenn er hört, Philosophie sei eine Wissenschaft, die in dem Bezirk der Vernunft ihren Sitz habe, wenn auch beide Bestimmungen gleich richtig wären. Doch es handelt sich hier auch nicht darum, eine kurze, nette und runde Definition zu geben und den Wald gleichsam mit der Einpflanzung eines neuen Baumes zu vermehren. Unser Blick geht weiter. Wie fragen vielmehr zuerst, warum besitzen wir einen so bedeutenden Vorrath solcher Definitionen, die ihren Begriff und ihr Wesen ausdrücken sollen, und warum ergeht es ihnen, wie den Münzen im alten heiligen römischen Reiche? Jeder Gaugraf beinahe und jedes Domkapitel besaß die Münzgerechtigkeit und ließ Münzen prägen vollauf, die aber nur da galten, wo sie geprägt wurden. Daher uns auch der alte Seufzer geblieben ist: Mach Maß, Gewicht und Geld, Mach Treu und Glauben gleich Und die getrennte Welt wird bald ein Brüderreich! Warum nun läßt jeder Philosoph nur seinen Kopf auf sein System drücken, und warum handeln nur immer allein die Jünger mit diesem Kopf ihres Meisters? Ist die Bestimmung der Gültigkeit so willkürlich? und was ist das Kennzeichen der Aechtheit? Wa-

rum sind die Philosophen, durch die entgegengesetzte- sten Systeme getrennt, nur darin einig, daß sie Philosophen sind?

Zum andern. Die übrigen Wissenschaften sind alle in besondere Grenzen eingeschlossen, jede hat ihr besonderes Feld, das sie bearbeitet, und ich wüßte kein Jahr, in dem nicht auch dieselbe eine bedeutende Erndte in die Scheuern geliefert hätte. Eine jede hat ihren Grenzstein und kein Kind ist so einfältig, das nicht das Markzeichen erkennen sollte; es besteht eine friedliche Nachbarschaft. Wer nennt mir aber das Gebiet der Philosophie? Behauptet sie nicht rechtliche Ansprüche auf das mühsam erworbene Eigenthum aller übrigen zu haben? Wir sahen, wie sie durch Berichtigung der Einsicht Einfluß übe auf alle Wissenschaften und aufs Leben; wir haben die Art dieses Einflusses näher betrachtet und sind dadurch in den Stand gesetzt worden, ihrer Eigenthümlichkeit, durch welche sie sich von den übrigen Wissenschaften absondert, und sich ihnen gegenüberstellt, näher zu kommen. Fragen wir aber, nach Absonderung dieser, womit beschäftigt sich nun sie selbst? wie würden wir antworten? Wie Handwerker, deren jeder sein eigenes Geschäft nach vielfacher Theilung der Arbeit betreibt, kommen uns die übrigen Gelehrten vor, dagegen lustwandelt, wie ein Particulier und Kapitalist, der Philosoph einher und denkt genug gethan zu haben, wenn er sein Kapital auf möglichst hohe Zinsen zum Betrieb der Gewerbe ausleiht

und den Verdienst wieder einstreicht. Eben deswegen scheint es auch, als gehörten sie zu den Müssiggängern, die zwar nicht bettelnd umhergehen, aber doch den Schweiß anderer Leute verzehren und dabei noch den Cours bestimmen, und die, wenn man sie ernstlich früge, wozu sie da wären, nicht einmal eine klare Antwort geben könnten, sondern sich leerer Ausflüchte bedienen müßten. Davon zu schweigen, daß die Erwerbung der übrigen Wissenschaften Mühe und Zeit kostet, im Besitz der Philosophie aber ursprünglich jeder zu seyn glaubt; auch auf die Frage: wie studirt man Philosophie? keine recht praktische Antwort gegeben wird. Sie heißt: Philosophire.

Zum dritten endlich, vergleichen wir das Schicksal dieser Wissenschaft zu den verschiedenen Zeiten, so möchte es uns noch weit schwerer werden zu sagen, was denn eigentlich der Inhalt, Umfang und Gegenstand derselben sei, wenn wir auch von der schon berührten Uneinigkeit in den Behauptungen absehen. Nicht nur hat man sie öfters getauft und ihr verschiedene Namen gegeben, wie berüchtigte Diebe, um unkenntlich zu bleiben, andere und andere Namen sich beilegen, sondern sie hat auch anfangs fast das ganze Gebiet der Wissenschaft besessen, ist aber nach und nach bald dieses, bald jenes Theils beraubt worden, und es thäte Noth, daß sie jetzt landesflüchtig würde oder sich mit den Luftgeistern und ihrem Heerführer in die Herrschaft über dieses Gebiet theilte. Was aber

den Werth betrifft, der ihr beigelegt wurde, und die Achtung, in der sie zu verschiedenen Zeiten stand, so zeigt sich dieser ziemlich gut in den Titeln, mit denen sie beehrt wurde. Eine Königin wurde sie genannt, sank zur Magd herab, wurde dann wieder als Cousine begrüßt oder mit scheelen Blicken zur Stiefmutter herabgewürdigt, und wer sie auch zu seiner Freundin erwählte, mußte sich gleichwohl die Beschuldigung gefallen lassen, er brauche sie doch nur als Hetäre, wenn sie eine Griechin, oder als Maitresse, wenn sie eine Französin war, da doch kein ehrlicher Bürger mit ihr als Hausfrau leben könne, die unehlich entsprungen die Schande ihrer Abkunft durch ihren unstäten Lebenswandel sattsam darthue. Wiewohl in den neuern Zeiten die letzte Beschuldigung weniger zu sagen hat, da man in ihnen bis zu dem Grade von Sittenverfeinerung gekommen ist, der schon ins Gebiet der Unsittlichkeit hinüberstreift.

Wir haben bisher scherzend eine Farbengebung versucht für ein Gemälde, dessen Umrisse zwar kenntlich sind, die wir aber doch noch etwas schärfer hervorzuheben versuchen müssen. Und obgleich Scherz im Vorgrund tändeln mag, so verliere er sich doch in den Ernst, der in der Tiefe und Ferne des Hintergrundes alles menschlichen Lebens und Strebens waltet. Worin liegt denn nun der letzte Grund aller dieser Eigenthümlichkeiten der Philosophie? Wir sehen den Einen Sonnenstrahl durch ein Prisma geleitet sich in sieben verschiedene Far-

den spalten, sollte die Eine Wahrheit sich nur im Wiederschein getrennter Individualitäten kund geben, und selbst die Allgemeinheit den Charakter der Individualität annehmen? Wir sehen alles sich in der Zeit entwickeln und in ihr eine individuelle Gestalt gewinnen, und was lebendig ist, ist immer im Werden begriffen, wir können keinen einzelnen Augenblick festhalten und sagen, jetzt ist es vollendet; sollte die Entwickelung der Philosophie dem gleichen, und daher den Namen eines Strebens mit Recht tragen? Dann wären, wenn auch nicht die philosophischen, doch diejenigen Räthsel gelöst, die sich auf das Loos und Schicksal ihrer Entwickelung bezögen. Aber nein, dem kann nicht so sein! Wie ein Chor quakender Frösche nehmen sich dann die Philosophen aus, von denen jeder seine eigene Melodie hätte und deren Harmonie nur in dem vereinten Geschrei bestünde, das bis in die sinkende Nacht ununterbrochen fortgehört wird. Noch weniger will obige Antwort etwas bedeuten, wir können in ihr vor lauter Tiefe keinen Boden finden, vor lauter Bildern aus der sichtbaren Welt zu gar keinem klaren Gedanken kommen, der uns genügte. Wie nur derjenige Dichter uns ergreift, der die Natur belauscht und wahr darstellt, so wird es wohl auch mit dem Philosophen derselbe Fall sein. Irgend ein Urtheil über Wahrheit müssen wir besitzen oder wir müssen allen Anspruch an Wahrheit aufgeben; wir besitzen es aber, das bezeugt uns das nie rastende Be-

streben, ihr näher zu treten als es, wie wir meinen, unsere Vorgänger gewesen sind. Auch muß diese Wahrheit erreichbar sein, in wiefern der Mensch überhaupt etwas Wahrheit nennt. Denn wie es lächerlich wäre, wenn ein Hungriger erzählte, dadurch gesättigt worden zu sein, daß er das Frühstück auf den Mittag, das Mittagsessen auf den Abend und so fort verschoben habe, eben so ungereimt wäre es zu behaupten, die Wahrheit werde zwar in keinem Augenblick, aber doch die Reihe der Jahrhunderte hindurch erreicht. So aber verläuft sie an dem Faden der Zeit in die Ewigkeit hinaus, und sie muß wohl deswegen ein so köstlich Ding sein, weil sie sich auch so dehnen läßt, wie das Gold. Aus diesem in der Seele tief gewurzelten Gedanken der Wahrheit und zwar einer für den Menschen erreichbaren Wahrheit gingen die Bestrebungen hervor, auf die wir zuletzt unseren Blick werfen wollen. Sie werden allen vorhergehenden Betrachtungen Licht geben und uns auf den letzten Standpunct, den wir überhaupt nehmen können, stellen und uns wiederum auf den Anfang, von dem wir ausgingen, zurückführen.

Der Anblick der Natur und die Betrachtung des menschlichen Lebens stellt dem wachen Geiste des Menschen die ersten Gegenstände dar und giebt ihm zugleich die ersten sinnlichen Belehrungen. An sie hängen sich die ersten Fragen und Aufgaben, die philosophische genannt werden können. Alle Philosophie aber fängt mit Religionslehren

an, die nach Land und Volk verschiedene mythische und symbolische Farbe tragen, als die Mutter aller von Volk zu Volk und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzender Mysterien, und wird wohl auch mit einer klaren und durchsichtigen Durchbildung derselben enden. Zwischen jenen dichterischen Anfang aber und dieses Ende, welches der Grenzstein bewußter menschlicher Unwissenheit sein wird, stellt sich die menschliche Wissenschaft. Mit der bestimmten Frage nach Wahrheit reißt sich Philosophie von der Dichtung los und wird, indem jetzt erst das eigentliche Denken und Forschen beginnt, zur Wissenschaft, welche freilich alle Weisheit umfaßt und auch noch eine Zeit lang den bildlichen Ausdruck beibehält. Die Stellung der Aufgaben sowohl als die Art ihrer Lösung beruht zunächst auf Wahrnehmung und Beobachtung, an welche sich erst das Nachdenken und jede tiefere Nachforschung nach letzten Gründen und Anfängen anschließen kann. Dabei ist weder eine Scheidung unter den Erkenntnißgegenständen, noch unter den Erkenntnißarten; einseitige, unzusammenhängende Beobachtungen und unvollständige Induktionen werden in allgemeiner Form als die Ergebnisse der Forschungen hingestellt. Daher mancherlei Versuche zur Wissenschaft voll Irrthum und Einseitigkeit. Mit der Vollständigkeit der Beobachtungen und der Erweiterung der Erkenntiß fängt eine einzelne sich von der anderen zu sondern an; auch ruft das Leben selbst mit seiner fortschreitenden Ent-

wickelung mancherlei Satzungen hervor. So stellte sich neben die Philosophie als eigenthümliche Wissenschaft die Mathematik und späterhin sonderte sich auch die Physik mit ihren vielen Verzweigungen ab; die Ausbildung des Lebens ruft eine positive Theologie und eine positive Rechtsgelehrsamkeit hervor so wie eine Kunst der Heilung und Gewerbskunde zur Sicherung und Fristung des Daseyns. Alle diese Theile des Wissens traten selbstständig neben die Philosophie hin, die ihrer aller Mutter ist, wie dieß ja aus der Geschichte einer jeden Wissenschaft ersichtlich ist, die immer einen philosophischen Anfang hat und irgend einen Philosophen als Begründer nennt. Diese Theilung entstand aber nicht nur, weil bei Anhäufung des Stoffes keines Menschen Fleiß leichtlich so viel zu umfassen vermag denn nicht nur besaß Aristoteles in der alten, Leibnitz und Kant in der neuern Zeit, was mehr sagen will, die umfassendste und gründlichste Gelehrsamkeit, sondern sie verdankte ihre Entstehung noch weit mehr der Verschiedenheit der Erkenntnißarten und Erkenntnißquellen, die gleichsam wie von selbst dazu nöthigte. Welche Stelle, fragen wir jetzt bestimmter, nimmt nun bei dieser Theilung die Philosophie ein und was kommt auf Rechnung des Philosophirens? Aus unseren früheren Betrachtungen ergiebt sich leicht die Antwort und diese soll uns nun zuletzt auf das bestimmteste zur Philosophie hinleiten. Ich sage sie hat jederzeit immer zwei Gegenstände

vor Augen, der Dinge nothwendige und grundwesentliche Bestimmungen und die Feststellung der Wahrheit unserer Erkenntnisse; im Streben nach ihnen wird der Geist aber zu sich und auf sich selbst geführt.

Wie die sichtbare Welt dem Auge durch Farbe und Umriß sich darstellt, die hörbare dem Ohre durch Schall und Zeitmaß sich kund giebt, so begleiten allgemeine und nothwendige Bestimmungen alle unsere Gedanken. Von den Sinnen geleitet schreitet der denkende Geist von den Zerstreutheiten sinnlicher Bilder zu umfassenden Ansichten und Uebersichten fort. Indem er den Unbestand sinnlicher Erscheinungen in Urtheile faßt und sie unter Gesetz und Regel zu bringen sucht, erhebt er sich von einem augenblicklichen Bewußtsein, das jedoch keinesweges ein trügliches sondern die Grundlage aller Wirklichkeit und Wahrheit ist, zu einem Bewußtsein überhaupt und hält in diesem, wenn es ein vollendetes ist, eine Erkenntniß allgemeiner Gesetze für die Einheit und den Zweck des Daseins der Dinge fest, die er als Regeln wieder auf die Wahrnehmung bezieht, und sie ihnen als Thatsache unterordnet. Er erlangt somit Einsicht in den innern Zusammenhang der Dinge und bildet sich eine allgemeine und nothwendige Form der Gesetzlichkeit der Dinge. So lange nämlich der Geist bei den in der Empfindung gegebenen einzelnen gegenwärtigen Dingen und ihren Beschaffenheiten

weilt, schaut er an und hat ein augenblickliches Bewußtsein mit unmittelbarer Klarheit; nur Begriff und Gedanke trägt ihn durch nothwendige und allgemeine Bestimmungen im Urtheil über den Augenblick der Gegenwart und die Stelle im Raum zu einer Allheit der Anschauung hinüber. In dieser Weise wird der Mensch zu den Wissenschaften geführt, die zwar ihrem Gehalte nach aus den Sinnen stammen, doch alle einen unverkennbaren Abdruck der Vernünftigkeit an sich tragen, die durch nothwendige und allgemeingültige Bestimmungen und die Frage nach den letzten Gründen unserer Urtheile sich ankündigt. Unbewußt werden diese bei allem Erkennen vorausgesetzt und leiten allen Gedankengang und alle Nachforschung, unbewußt liegen sie allem Handeln zu Grunde, das jederzeit unausgesprochene, d. h. in Gefühlen niedergelegte, oder deutlich gedachte Grundsätze leitet. Diese nothwendigen Erkenntnisse also zeigen sich dem Menschen immer nur in der Anwendung, sie können nur denkend durch den Begriff ausgesondert werden. Sobald sie aber jemand rein aussondert oder die Gebiete der Anwendung und der Wahrnehmung nach ihnen beurtheilt, so philosophirt er. Ob also gleich aus jener Wurzel und jenem Keime, der in den ersten und einfachsten Fragen sich zeigt, alle Wissenschaften sich zu einem so herrlichen Baum entwickeln, zu dem er in den neueren Zeiten herangewachsen ist, so ist es doch eben die Philosophie, die seinen Stamm bildet

und ohne die er kein Leben haben kann, so weit seine Aeste sich auch ausbreiten mögen. Sie bestimmt allen Anfang und Grundlage, giebt Richtung und lebendigen Geist und schreibt ihnen die Regeln ihres Verfahrens vor; sie greift in keine Wissenschaft ein und umfaßt sie doch alle, jede auf eine ihr eigenthümliche Weise, von ihrem hohen Standpunkte aus. Sie war bei den Griechen die Erweckerin aller Wissenschaften, bestand im Mittelalter den Kampf mit positiven Satzungen und beschäftigt den Geist aller freidenkenden Männer der neuern Zeit, so sehr sich auch ihr Gebiet verengt zu haben scheint. Ja vielleicht übt sie, je weniger sie Grundbesitz hat, in den sich die untergeordneten Wissenschaften getheilt haben, welche die Griechen einzig in ihren philosophischen Anfängen kannten, nur um so mehr die Rechte einer Königin aller Wissenschaften aus. Für den Philosophen interessiren sich alle oder sollten es doch wenigstens thun, für den Theologen, Juristen und Mediciner nur die Männer ihres Fachs; wir räumen der Philosophie also eine Herrschaft über alle untergeordneten Gebiete der Anwendung ein. Sie ist Gesetzgeberin der Formen der Wissenschaft und der Zwecke des Lebens.

Das andere, wovon ich sagte, daß es die Philosophie immer als Ziel vor Augen habe, war die uralte Pilatusfrage, was ist Wahrheit? sie heißt daher auch vorzugsweise Wahrheitsforschung. Wie der Freiheit Stimme die Bewohner aufrufend

mit tausenfachem Widerhall in den Bergen sich bricht und jedes neu aufblühende Geschlecht zu Thaten begeistert, so ist Wahrheit die innerste und tiefste Bewegerin der Menschengeschichte. Sie bringt uns das immer rege Leben der Forschung, aber auch den Kampf und den Sreit der Meinungen. Da nun Philosophie es eigentlich ist, welche ihrem Dienste vorzugsweise sich widmet, so war sie es vor allem, wie wir dieß früher gehört haben, welche die Gedanken bewegte und die alten Meinungen umkehrte. Groß ist das Gemälde, das sich hier unsern Augen darstellt. Vielerlei hat unter einem Volk gegolten und ist zu einer Zeit festgestellt worden, was eine andere umstürzte und ein anderes Geschlecht verwarf. Wahn, Irrthum und Vorurtheile waren so gut herrschend und vielleicht noch mehr als die Wahrheit. Es ist aber das Werk der Geschichte, den Spiegel der Zeiten und Völker uns vorzuhalten, in dem wir das Irren und Schwanken unseres Geschlechtes erkennen. Die frechsten Meinungen, die kühnsten Zweifel, Narrheiten und Wahnwitz neben gotterleuchteten Gedanken und die tiefsinnigsten, höchsten und freiesten Behauptungen und Ansichten reiht sie an ihren Faden. Es ist die Geschichte einer jeden Wissenschaft und ganz vorzüglich die der Philosophie nichts anders als eine Erzählung des menschlichen Irrens und Fehlgreifens, obgleich stets erneuten Strebens der Wahrheit näher zu treten. Es gilt dabei immer die Frage,

was sind die Kennzeichen der Wahrheit, durch welche sie von Irrthum geschieden wird, nach welchen Gründen halten wir etwas für wahr, was erwirbt den Beifall und die Ueberzeugung? Auch in der Philosophie nicht und in ihr am wenigsten kann ich von einem andern Aussprüche und Ansichten auf Treu und Glauben annehmen, ich muß mich überzeugen, daß dem so sei. Daß es nur Eine Wahrheit geben könne, und daß diese dem Menschen erreichbar sein müsse, habe ich eben gesagt, sei die erste und nothwendigste Voraussetzung, die nur überhaupt Statt finde. Irgend eine feste Behauptung liegt jedem in Sätzen ausgesprochenen Urtheil zu Grunde, ja selbst der Entwurf eines Urtheils, d. h. schon die Aufstellung einer Frage, sucht eben damit eine Feststellung seines Schwankens. Selbst wenn wir an der Wahrheit irre werden, so ist sie es, die das bewirkt. Mit der Frage nach Wahrheit werden wir wiederum auf die Vernünftigkeit unsers Geistes gewiesen, sie stammt aus ihr und kann nur durch sie bewiesen werden. Man sagt freilich, die Wahrheit sei nur bei Gott, aber sagt uns nicht, welche Wahrheit. Haben wir denn noch gar keine? und müssen wir von dem Standpunkt des Menschen aus nicht zu der uns möglichen gelangen und also auch in der Philosophie ausmachen können, was wir wissen und nicht wissen und mithin für uns gewiß ist? Wenn dem so ist, so läßt sich weder der Eklekticismus so weit treiben, daß man, um den

Schein der Einseitigkeit zu vermeiden, allen Recht giebt, denn eine Auswahl, wie man sagt, muß man doch treffen und zwar nach Gründen, d. h. nach einer vorausgesetzten Annahme dessen, was wahr sei, noch läßt sich sehr lange, ohne Gefahr Spottes, die Rolle des Skepticismus spielen, wenn er nämlich darin bestehen soll, allem was andere sagen ein Vielleicht oder ein Nein entgegenzusetzen, ohne die Weigerung der Zustimmung mit Gründen zu belegen. Giebt er aber Gründe, so erkennt er eine Wahrheit an. Denn was alles Skepticismus genannt wird, hat ein gar verschiedenes Ansehen; er kann eben so sehr das Zeichen eines eingeschränkten Kopfes seyn, wie aus der tiefsten und festesten Ueberzeugung des Geistes hervorgehen.

Wie nun die Geschichte der Philosophie nichts anderes ist als eine Reihe sich gegenseitig verdrängender und auseinander erzeugender Aufgaben und Auflösungen in dem Bestreben, die Wissenschaft durch Aussonderung ihres eben angegebenen Inhaltes je mehr und mehr zu vollenden, so läuft durch dieselbe der Versuch hindurch, diese Darstellungen, welche Philosophie genannt werden, auch zu begründen, um sie gegen Angriffe und Zweifel zu schützen. Die Art und Weise, wie in jenem und diesem verfahren wird, ist nun in bestimmtester Bedeutung das, was Dialektik genannt werden kann. Diese ist es aber vorzüglich, welche so wandelbar ist und aus deren Er-

gebnissen die Abänderungen und Gestalten der Philosopheme hervorgehen; ihre Wandelbarkeit aber beruht wiederum auf der Erweiterung und Richtung der Forschung, wie sich dieselbe bald durch Stellung neuer Aufgaben und Weisen ihrer Lösung, bald durch Scheidung der Elemente des Erkennens, bald durch Uebergang von Auffassung der Einzelheiten zu voller Uebersicht und Vereinigung des Einzelnen zu einem Ganzen, bald endlich durch die Belehrungen der andern Wissenschaften zu diesen Abänderungen genöthiget sieht. Insonderheit ist die Philosophie abhängig von dem Umfang, der Richtigkeit und Bestimmtheit der übrigen Erkenntnisse und der Zeitbildung angemessen. Denn wie das Philosophiren selbst immer mehr und mehr seine Natur und die ihm eigenthümliche Richtung kennen lernt, so steht es doch wiederum in Wechselwirkung mit der übrigen Bildung des Volkes, der Sprache, der Sitte und der Wissenschaft nach. Auch der Philosoph ist ein Zögling seiner Zeit und an sie und ihren Geist und die Fortbildung der Wissenschaft kann er sich nur anschließen, wenn er einwirken will, wie denn auch der Zweck der Philosophie in Ausbildung des Volkslebens es schon mit sich bringt, daß ihre Fortbildung nur in lebendiger Volkssprache gelingen kann. Obgleich daher jeder große Denker glaubt die Philosophie vollendet zu haben, und die seinige als die allein wahre ausspricht, so weiß ihn ein jüngerer doch an irgend einer Seite

zu fassen, und es wird daher dieselbe entweder fortgebildet oder umgestoßen; und gerade dann werden die Streitigkeiten am heftigsten, und im Fortlauf der Zeiten immer verwickelter, wenn sich die Aufmerksamkeit auf einen besonderen Gegenstand wendet. So entwickelt sich ein System aus dem andern wie eine Zeit aus der andern. Selbst das Verhältniß des Einzelnen zur Wissenschaft kann nur sein, sie zuerst aufzufassen, wie sie ihm überliefert wird, und dann, wenn er Kraft und hinlängliche Ausdauer des Geistes besitzt, sie fortzubilden. Diese Fortbildung aber betrifft dreierlei: die Auffindung der Grundgedanken, ihr Verhältniß zum Sein der Dinge und ihre tiefere Begründung. Die letztere ist aber der Faden, an dem die Entwickelung aller übrigen Aufgaben fortläuft. Sie ist das, was Platon durch seine Dialektik, Aristoteles durch seine logischen Untersuchungen, Epikur durch seine Kanonik, die Stoiker durch ihre Wahrheitslehre, Karneades durch seine Wahrscheinlichkeit, die Pyrrhoniker durch ihre Zweifelsgründe, die Alexandriner durch innere Anschauung und ein heiliges Leben beabsichtigten; es ist das, was Kirchenväter und Scholastiker in der Offenbarung und Mystik fanden; es ist das, was die Neueren erst durch mehr metaphysische, dann psychologische Untersuchungen erstrebten, bis endlich Kant durch Auffindung der Quellen der metaphysischen Erkenntnisse die große Idee einer Transscendentalphilosophie faßte.

Bei allen diesen Bestrebungen ist Ein Gedanke der führende, die Ansicht nämlich und die Kenntniß, die jemand von seinem vernünftigen Geiste hatte; denn dadurch wird alles Philosophiren geleitet. Dieses wendet sich allmählich von der in die äußern Gegenstände zerstreuten Anschauung in den nach innen gewendeten Blick um. Allerdings ist bei der ersten Betrachtung der Mensch in die Gegenstände verloren, seiner selbst unbewußt wird er durch die vorüberschwindenden sinnlichen Erscheinungen festgehalten und an ihnen fortgeleitet, nur nach und nach wird er seiner Selbstständigkeit gewahr und daß es sein Geist sei, der die Welt erfasse und denkend erkenne, dessen Vernünftigkeit also Wurzel und Quell aller nothwendigen Erkenntniß und Richter aller Wahrheit ist. Er denkt nicht blos, er macht auch seine eigenen Gedanken zum Gegenstand seines Denkens und wird dadurch auf sich selbst zurückgeführt. Das sind die Anfänge des wahren Philosophirens, als Einkehr des Geistes in sich, als Nachsinnen über sich; es ist jener stille und verborgene Wahnsinn, in dem wir uns absondern von den verwirrenden Zerstreutheiten und uns allein genug sind. Aus ihm beantworten sich jene Fragen: was ist Wahrheit, ihr Quell und ihr Merkmal? wo sind die Wurzeln aller Wissenschaften? worin liegen die Beweggründe unserer Handlungen, die Bestimmungsgründe unserer Gefühle, wie kommt der Mensch zu Idee und Ideal? Dabei aber erweckt sich aufs neue die Frage über die Vernünftigkeit des Geistes

als die höchste und letzte, die wir nur auf diesem Standpunkt aufwerfen können. Nach einigen Denkern ist die Vernunft eigentlich gar nichts, sie empfängt alles von den Berührungen der Außenwelt. Wohin aber diese Lehre führe, hat die Geschichte gezeigt, zu einem gott- und ideelosen Empirismus, der das Heilige nicht entwürdigt, sondern gar nicht kennt. Nach andern ist die Vernunft zwar etwas, aber erst durch Einimpfung der Offenbarung. Diese Ansicht sucht das Heilige zu retten aber auf eine so kindliche Weise, daß der reifer gewordene Verstand sie unbrauchbar ja verwerflich findet. Kinder gehorchen dem Vater und von ihm erhalten sie Belehrung, herangewachsen erziehen sie sich selbst und wissen von selbst, was recht und gut ist. So auch der Mensch in der Geschichte. Die Vernunft, das ist die letzte Ansicht, ist selbstständig, und spricht aus eigener Machtvollkommenheit, obgleich sie eben eines Dollmetschers bedarf, um sich selbst zu verstehen. Ist aber das Philosophie, was wir so eben dafür erkannten, so ist die erste Voraussetzung die Selbstständigkeit und Vernünftigkeit des Geistes. Denn soll dieselbe Wissenschaft der nothwendigen Erkenntniß sein, so kann sie nur Vernunftforschung sein. Der Inhalt derselben muß ein ursprünglich gegebenes, allen Menschen gemeinsames Gut sein, denn nicht das Einzelne Vorüberschwindende, sondern gleichsam den Grundtypus und die dauernde Form wollen wir erforschen. Wäre jene Voraussetzung

nicht, so gäbe es gar keine Philosophie; nur durch sie können wir die Möglichkeit der Entstehung einer Philosophie und des Philosophirens begreifen und wie der Geist sich Fragen als Gegenstand seiner Forschung vorlegen könne, die weit über die sinnlichen Belehrungen hinausliegen. Die Aufgabe ist also: diese Grundgedanken für die Einheit und den Zusammenhang sowohl als den Werth und Zweck der Dinge ihrem Umfang und Inhalt nach aufzufinden und für sich und als Form des Erkennens darzustellen. Diese Aufgabe aber ebensowohl aufzustellen als auch zu beantworten, darin besteht die ganze bisherige Geschichte der Philosophie. Dieses ist dasjenige Gebiet, welches ihr niemand streitig machen wird und auf welches sie durch den Anwachs der übrigen Wissenschaften im Laufe der Zeiten zurückgedrängt und beschränkt worden ist. Das Bestreben nun aus eigenem Wissenstriebe, unabhängig von jedem beliebigen Zweck und jeder angenommenen Meinung, durch Abstraktion zu den Grundgedanken der menschlichen Erkenntniß und ihrer möglichen Anwendung vorzudringen ist das Philosophiren, und dieses ist nur möglich unter der Voraussetzung, daß die Wahrheit und ihr Gesetz in uns lebt, wodurch allein die Philosophie alles das leisten kann, was wir von ihr gerühmt haben, und daß die Vernunft des Geistes den Keim nothwendiger Erkenntniß in sich trage, der freilich erst durch die Berührungen der Außenwelt erregt zum Selbstbewußtsein gelangt. Wir urtheilen

zwar früher, als wir den Grund unserer Urtheile untersuchen, und selbst dieser wird früher im Wesen der Dinge als des erkennenden Menschen gesucht. Um aber diesen Standpunkt der Selbsterkenntniß der Vernunft fassen zu können, scheinen alle die Vorbereitungen nöthig zu sein, von denen uns die Geschichte berichtet. Die Entwickelung der Philosophie ist wie die eines allmählich zu immer deutlicherem Bewußtsein gelangenden Kindes; in die Gegenstände verloren, findet es spät erst sein Ich. Es scheint also unmöglich, sich früher in ihr zu orientiren, ehe dieser Standpunkt festgehalten wird, und auch dann noch werden sich der möglichen Abweichungen viele finden. Auf diesem Standpunkt stehen wir nun, die Zeit hat ihn uns selber errungen. Es kann daher kein Philosoph Ansprüche darauf machen, gehört zu werden, der seiner Lehre nicht eine Untersuchung der Vernunft zu Grunde legt. Dann aber wird die erste Bedingung des Philosophirens der nicht zu gebende, sondern zu erregende Trieb nach Wahrheit sein, der durch Begeisterung für Ideen stets wach erhalten und nur durch eigene Forschung befriedigt wird, die andere eine genaue Auffassung und Bildung der Abstraction, verbunden mit scharfer Wortbestimmung in lebendiger Sprache und endlich die dritte die Kenntniß der Natur und des Menschenlebens und seiner Geschichte, um mit Besonnenheit und wahrhaft fördernd in die Entwickelung des Ganges der Staaten und der Wissenschaft einzugreifen. Unter diesen Bedingungen

wird es nicht unmöglich, selbst Einigkeit unter den Philosophen zu bewirken, die bisher noch als die größten und erbittertsten Gegner sich gegenüber stehen, ja man darf Vollendung der Philosophie als Wissenschaft hoffen, zumal wenn alle menschlichen Interessen des Neides, der Anmaßung und der prahlerischen Eitelkeit vor dem einen der gemeinsamen Wahrheit verschwinden.

Wir haben nunmehr das Gebiet der Philosophie umreist und von allen Seiten betrachtet. Ich habe es versucht, Sie zu einer würdigen Ansicht derselben durch Scherz und Ernst, durch Spott und heiligen Eifer zu führen. Von meinen eigenen Bestrebungen schweige ich, denn auch der kleinste Funke zündet, wo er Zunder trifft. Ich wende mich nochmals an Sie. Wie ganz anders erscheinen doch alle Bilder in der Morgenbeleuchtung, als sie im Dufte des Abends sich zeigen, so auch das Jünglingsleben und das des gereiften Mannes. Frühlingsfrisch und heiteren Muthes schauen Sie noch in das sturmbewegte Leben hinaus; Hoffnung ist Führerin, Neid, Sorge und Kummer schläft noch. Was auch Ihr Beruf sei, philosophischer Geist durchdringe alle Thätigkeit, und das heilige Feuer, was den Himmlischen entwendet, uns wieder zu ihnen hinaufleuchtet. Das Herrlichste auf Erden ist Einsicht und Kraft des Geistes, wenn sie mit Gerechtigkeit gepaart sind, aber eine Gunst des Himmels ist Liebe und ihr Vollgenuß Freundschaft. Möge

das Zwillingsgestirn der Dioskuren ihnen leuchten wie den nächtlichen Schiffern! Ein gemeinsames Streben der Freunde zu den Schätzen der Wissenschaft ist die höchste und die schönste Erinnerung, die wir aus dem Jünglingsalter in das geschäftige Leben des Wirkens retten können; und welches lockte uns mehr als das nach der Philosophie, welche Weisheit verleiht?



